

BLAU LICHT

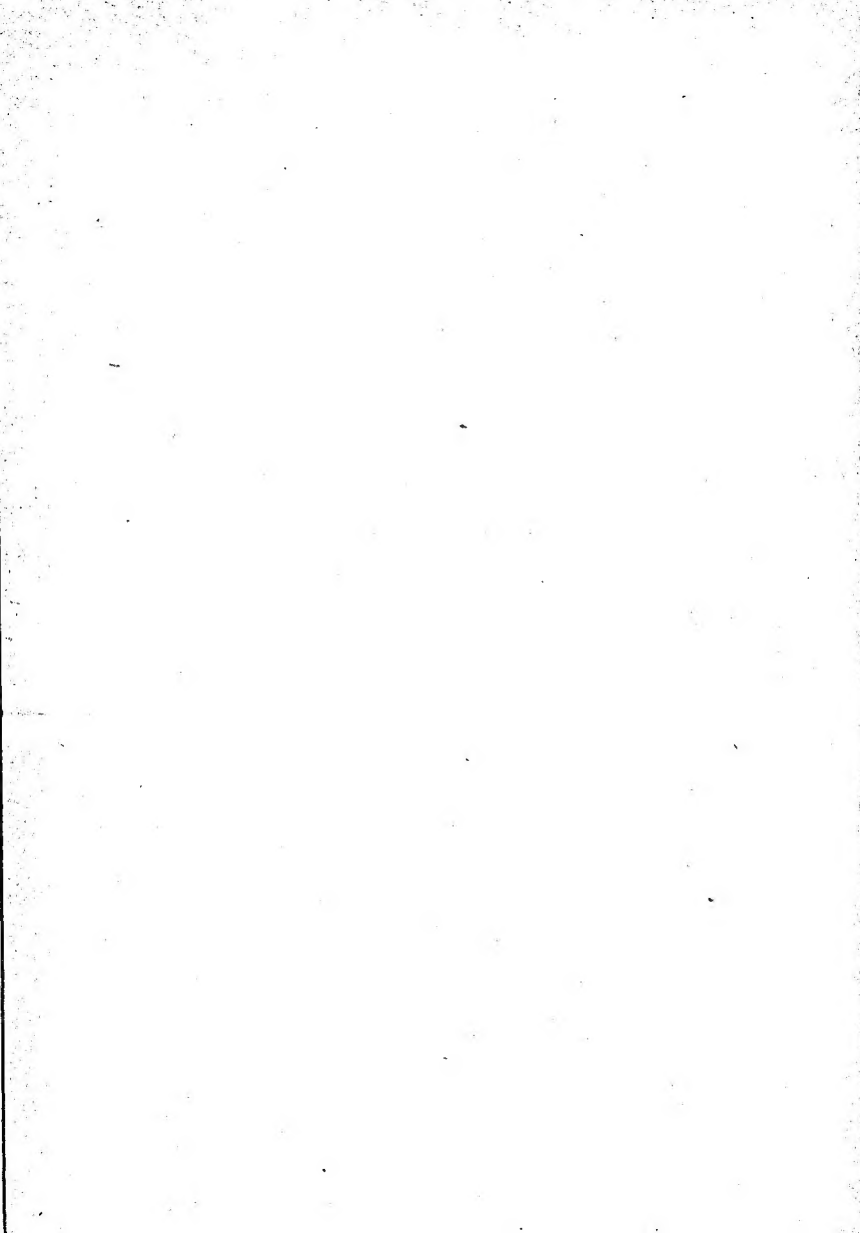
118

Gert Schönau



Sex-Ted unter Verdacht





Gert Schöнау
Sex-Ted unter Verdacht

Kriminalerzählung

Verlag Das Neue Berlin

Alle Rechte dieser Ausgabe vorbehalten

1. Auflage · 1970

Verlag Das Neue Berlin, Berlin

Lizenz-Nr.: 409-160/26/70 · ES 8 C

Lektorin: Ingeburg Siebenstädt

Umschlagentwurf: Manfred Bofinger

Gesamtherstellung: (140) Druckerei Neues Deutschland, Berlin · 3579

Er trug das Haar lang, in weiche Wellen onduliert, hatte unwahrscheinlich breite Schultern und das Gesicht einer gemütvollen Bulldogge. Seine Eltern riefen ihn Eduard, aber er hörte es lieber, wenn man ihn Ted nannte. Ted klang vielversprechender, außerdem war es modern, und modern wollte er besonders in den Augen der Mädchen sein; obwohl er oft so tat, als interessierten sie ihn zuallerletzt auf dieser Welt. Die Burschen, mit denen er sich herabließ zu verkehren, erzählten sich die haarsträubendsten Dinge von seinen Erfolgen beim schönen Geschlecht. Die Jüngeren, die ab und zu dabei stehen durften, staunten dann neiderfüllt, mit roten Ohren, und holten dabei nach, was ihre Eltern an Aufklärung versäumt hatten.

Kam ein besonders hübsches Mädchen vorbei, hieß es: „Die könnte Ted auch haben“, oder sogar: „Die läuft Ted nach.“ Beim Weitersagen wurde daraus schon: „Mit der hat Ted Schluß gemacht, weil er jetzt etwas Besseres hat.“ So festigte sich sein Ruf als Sex-Ted, was keinem lieber war als ihm selbst, denn — das behielt er jedoch für sich — die Wirklichkeit sah längst nicht so erfolgreich für ihn aus. Zwar liebte Ted die Mädchen, aber die Mädchen liebten deshalb noch nicht ihn.

Ramona Klinker zum Beispiel, auf die er schon seit langem ein Auge geworfen hatte, erwiderte noch nicht einmal seinen Gruß. Und Petra Drölling lachte ihn rundweg aus, als er sie fragte: „Wie ist's Puppe, woll'n wir ins Kino gehen?“ Daß sie ihn vor den anderen Jungen auslachte, war Ted peinlich. „Die geniert sich bloß, weil ihr dabei seid. Ihr müßt sie mal knutschen sehen, wenn

ich mit ihr allein bin“, sagte er großspurig zu seinen Freunden, die über Petras Reaktion sehr erstaunt waren, denn es war doch allgemein bekannt, daß Ted mit Petra ein Verhältnis hatte. Teds Erklärung leuchtete ihnen ein, und nur Uschi Kröpke sagte geringschätzig: „Möcht' wissen, was du an der findest. Da ist doch nischt dran wie Haut und Knochen und 'n paar gefärbte Fransen auf'm Kopp.“

Ted grinste vielsagend. „Laß mal, die ist tipptopp.“ Uschi war zwar auch tipptopp, jedoch schwarzhaarig; Ted aber schwärmte für die Blonden, allenfalls noch für die Rothaarigen, weil die es, wie er augenzwinkernd meinte, „vom Teufel selbst“ gelernt hätten. Was sie der Teufel gelehrt hatte, sagte er nicht, doch seinem hintergründigen Lächeln war zu entnehmen, daß es etwas sehr Schönes, Lohnendes gewesen sein mußte. Etwas, das dem strohblonden Jürgen Pomichel, der mit seinen fünfzehn Lenzen der Jüngste in der Gruppe war, sicherlich auch gefallen hätte, wenn er sich auch nicht danach zu fragen traute.

Ted und die anderen hänselten ihn schon genug. Inzwischen hatte Petra Drölling längst die Jugendlichen passiert, die sich allabendlich an der Grohmann-, Ecke Pulststraße trafen. Es mochte ungefähr eine viertel Stunde vergangen sein, da sagte Ted plötzlich: „Ich glaube, jetzt hat sie lange genug gewartet.“ Er verabschiedete sich von seinen Freunden, schob die Hände in die Hosentaschen und schlenderte gemächlich in die Richtung, in die auch Petra Drölling gegangen war. Die Zurückgebliebenen, mit Ausnahme von Uschi Kröpke, lachten. Auch Jürgen Pomichel grinste und rief ihm noch forsch hinterher: „Viel Spaß, Ted!“ Uschi Kröpke kam es aber so vor, als wäre Jürgens Wunsch nicht ehrlich gemeint, als schwänge ein bißchen Neid darin mit. —

Petra Dröllings Ziel war wirklich das Kino. Da sie aber den Film nicht halb so spannend fand wie die Kinoreklame, langweilte sie sich und beschäftigte sich in Gedanken mit ihrer Freundin Elke. Mit ihr hatte sich Petra vor dem Kino verabredet, aber sie war nicht gekommen. Wenn ich das geahnt hätte, dachte Petra, wäre ich zu Hause geblieben. Jetzt sitze ich hier und vertue nutzlos meine Zeit. Zu dumm, daß ihr Platz ausgerechnet in der Mitte der Reihe lag. Wenn sie jetzt aufstünde und 'rausginge, würden die Leute, die hinter ihr saßen, sicherlich schimpfen. Neben ihr, auf dem Platz, der eigentlich für Elke bestimmt war, saß ein Mann, der dem Film offenbar auch nichts abgewinnen konnte, denn statt auf die Leinwand zu schauen, starrte er sie an. So ein Affe, dachte Petra, rückte auf Distanz und sah betont nach der anderen Seite. Sobald sie sich bewegte, löste sie eine Kettenreaktion von Bewegungen hinter sich aus. Das amüsierte sie, und sie rutschte auf ihrem Platz so lange hin und her, bis jemand hinter ihr wütend zischelte. In diesem Augenblick fühlte sie einen tastenden Griff auf ihrem Oberschenkel. Sie wollte empört auffahren, aber da war die Hand schon wieder weg. Ihr Nachbar hatte ganz harmlos die Arme vor der Brust verschränkt und schien jetzt dem Filmgeschehen zu folgen. „Unverschämtheit!“ schimpfte Petra, aber sofort wurde hinter ihr wieder gemurrt: „Ruhe!“ Da reichte es ihr. Kurz entschlossen stand sie auf, drängelte sich zum Ausgang und verließ das Kino.

Unterwegs nahm sie sich vor, ihre Freundin anzurufen und zur Rede zu stellen, und zwar sofort. Die nächste Telefonzelle war zwar erst in der Hainstraße, ganz in der Nähe des Sportplatzes, aber das war ihr gleichgültig. Sie hatte bis zehn Uhr Ausgang, und bis dahin war noch anderthalb Stunden Zeit.

Petra Drölling war ein beherztes Mädchen. Die menschenleere, nur dürrig beleuchtete Hainstraße schreckte sie ebensowenig wie das Gerücht von dem „Mädchenkiller“, das in der Stadt umging. Sie dachte an nichts Böses und achtete daher auch nicht auf die leisen Schritte. Als sie ihr ins Bewußtsein drangen, war es bereits zu spät: Zwei brutale Fäuste packten Petra blitzartig am Halse und rissen sie zu Boden. Das ging so schnell, daß sie nicht einmal den Mund öffnen konnte. Gierige Finger rasten an ihrem Körper entlang, rissen weg, was ihnen im Wege war, und krallten sich schmerzhaft ins Fleisch. Petra warf sich auf die Seite und schlug aus Leibeskräften um sich. Sie wollte schreien, aber eine Hand preßte ihr den Mund zu. Petra spürte ganz deutlich einen knöchigen Finger zwischen den Lippen; und da biß sie zu. Der Griff lockerte sich, ein Schrei ertönte über ihr, Schläge prasselten ihr ins Gesicht. Endlich erkannte sie neben sich schattenhaft eine Gestalt, und jetzt schrie Petra. Die Gestalt sprang auf, schlug noch einmal zu und lief eilig davon.

Irgendwo in der Nähe wurde ein Fenster aufgestoßen, und eine Frauenstimme kreischte: „Ruhe, verdammt noch mal!“

Petra erhob sich mühsam, taumelte zu einem Baum und lehnte sich dagegen.

Noch am nächsten Tag, als sie Leutnant Klinker von der Kriminalpolizei gegenüber saß und ihr Erlebnis zusammenhängend schildern sollte, war sie ganz verstört. Ruth Klinker, der man die Chefin eines Modesalons eher geglaubt hätte als den Leutnant der Kriminalpolizei, schüttelte seufzend den Kopf und sagte: „Aber Mädel, damit kann ich doch nichts anfangen. Sie müssen mir der Reihe nach erzählen, wie das gewesen ist.“

Petra kannte Frau Klinker schon länger. Schließlich hatte Ramona, die Tochter der Kriminalistin, die gleiche Schule besucht wie sie; nur war Ramona ein Jahr jünger. Als Petra zur Kriminalpolizei ging, um den Überfall anzuzeigen, stand für sie fest, daß sie nur mit Frau Klinker sprechen würde, denn das, was sie zu berichten hatte, wollte sie lieber einer Frau als einem Manne erzählen.

Die Kriminalistin empfing sie sofort, und Petra war sehr froh darüber; trotzdem fiel ihr das Sprechen schwer. Sie verhaspelte sich, fand nicht die richtigen Worte und schluchzte schließlich. „Ach, es war so schrecklich, Frau Klinker. Dieser widerliche Kerl...! Das werde ich nie vergessen!“

Ruth Klinker erhob sich und trat neben das Mädchen. Sie war nicht viel größer als Petra und beinahe genauso schlank, nur ihre Hüften waren runder und ihre Bewegungen fraulicher. Sie legte Petra die Hand auf die Schulter und sagte: „Mit sechzehn Jahren meint man immer, daß man nie vergessen kann. Glauben Sie mir, Petra, auch das vergeht. Sie müssen sich jetzt zusammennehmen, auch wenn es Ihnen schwerfällt. Je genauer Sie mir den Überfall schildern, um so eher werden wir den Lumpen fassen, der Ihnen das angetan hat.“

Frau Klinker konnte sich sehr gut vorstellen, wie es in Petra aussah. Sie wußte auch um die schwerwiegenden psychischen Folgen, die dieses widerliche Erlebnis haben konnte. Wie viele Frauen, denen so etwas in früher Jugend widerfuhr, haben sich ihr ganzes Leben lang damit herumgeschleppt. Die Kriminalistin hätte dafür eine Menge Beispiele aufzählen können.

Ich muß den Krampf lösen, in den sie sich einspinnt, überlegte Frau Klinker. Sie muß sich alles von der Seele reden. Wenn ich sie jetzt bemitleide, wird es nur noch

schlimmer für sie. Frau Klinker sprach auf das Mädchen ein, ohne mütterlichen Pathos, freundschaftlich und eher ein bißchen burschikos. Das verfehlte seine Wirkung nicht.

Petra beruhigte sich allmählich und war bald soweit, daß sie sachlich berichten konnte. Sie schilderte, wie sie unterwegs von Ted angepöbelt und von dem Mann im Kino belästigt worden war.

Über Ted wußte Leutnant Klinker schon durch ihre Tochter Ramona Bescheid, deshalb interessierte sie der Fremde aus dem Kino vorerst mehr. „Hat dieser Mann das Kino auch vorzeitig verlassen?“ fragte sie.

Petra hatte nicht achtgegeben. „Ich bin nach der anderen Seite 'rausgegangen, weil ich nicht an ihm vorbei wollte.“

„Als Sie draußen waren, haben Sie da jemanden vor dem Kino gesehen? Ist Ihnen vielleicht irgendwer gefolgt?“

„Ich habe nicht darauf geachtet, Frau Klinker. Ein paar Leute standen dort zwar herum, aber was sie getan haben und ob mir jemand nachgegangen ist, das weiß ich nicht.“

Leutnant Klinker versuchte es anders. „Haben Sie unterwegs Menschen getroffen?“

„Ja. Zuerst eine ältere Frau, das war gleich an der Steinstraße, und später noch einen Mann in der Hainstraße, aber der ging auf der anderen Seite.“

„Wie sah dieser Mann aus?“

Petra wurde unsicher. „Er war schon älter, hatte einen Hut auf und trug etwas in der Hand.“

„Das ist alles?“ fragte Frau Klinker enttäuscht.

„Ich war so in Gedanken“, entschuldigte sich Petra.

Die Kriminalistin war nicht so schnell zu entmutigen und fragte geduldig weiter, doch es war nichts zu machen. Das Mädchen hatte weder auf den Weg noch auf

ihre Umgebung geachtet. Frau Klinker erkundigte sich nochmals nach dem Mann aus dem Kino.

Ihn konnte Petra besser beschreiben. „So zirka fünfundzwanzig Jahre alt, schwächig und nicht sehr groß, aber ziemlich große Ohren hatte er.“

Die Kriminalistin notierte die Angaben. Petra hatte sich inzwischen völlig beruhigt, und Frau Klinker begann, mit ihr den eigentlichen Überfall zu erörtern. Daß Petra den Unbekannten in die Hand gebissen hatte, ließ sie aufhören. „Welche Hand war es denn?“ fragte sie.

Petra konnte es nicht sagen. Sie wußte auch nicht, welchen Finger sie erwischt hatte. Nur eins wußte sie ganz genau: Sie hat nur einen Finger des Mannes zwischen den Zähnen gefühlt, und sie hat sehr fest zugebissen. „Hinterher habe ich mir mit dem Taschentuch den Mund abgewischt, da war es ganz blutig.“

Petra sagte es mit einer gewissen Genugtuung, die Frau Klinker nur allzugut verstand. Sie stellte sich die Szene vor und sagte: „Gut gemacht, Petra!“, doch dann setzte sie sachlich hinzu: „Haben Sie das Taschentuch bei sich?“ „Nein, heute morgen hab' ich es in die Waschmaschine geworfen.“

„Aber gewaschen ist es hoffentlich noch nicht?“

„Nein.“

„Dann bringen Sie mir es doch möglichst bald her.“

Petra vergaß für einen Augenblick ihren Kummer und fragte neugierig: „Wollen Sie die Blutgruppe feststellen lassen?“

Leutnant Klinker mußte unwillkürlich lächeln. Petras Wißbegier erinnerte sie an ihre eigene Tochter, die auch immer alles ganz genau wissen wollte. „Ja, das wäre zum Beispiel eine Möglichkeit“, gab sie zu. „Vielleicht verrät uns Ihr Taschentuch sogar noch mehr.“

Nachdem sich Petra verabschiedet hatte, holte Leutnant Klinker ein großes Formular aus ihrem Schreibtisch, das in zahlreiche Spalten untergliedert war und den Aufdruck „Vergleichsreihe“ trug. Vier Zeilen waren schon ausgefüllt, und die Kriminalistin studierte sie aufmerksam, bevor sie den Fall Drölling nachtrug. Sie ließ sich dabei auch nicht von Leutnant Steinke stören, der kurz nach Petras Weggang das Zimmer betrat und seine Kollegin erwartungsvoll ansah.

Ruth Klinker und Leutnant Steinke arbeiteten seit einigen Wochen gemeinsam an der Aufklärung eines Brennpunktes. Äußerlich waren sie die denkbar größten Gegensätze. Sie zierlich, aber wohlproportioniert und mit feingeschnittenen Gesichtszügen. Er groß, massig, mit einem breiten, grobgehauenen Kinn und langen Armen, die in klobigen Fäusten ausliefen. Doch ihre Interessen stimmten so überein, wie man es sonst nur bei Ehepaaren nach dem dreißigsten Hochzeitstag findet. Das wichtigste aber war, daß sie ein Arbeitsteam bildeten, wie es bisher keines im Volkspolizei-Kreisamt gegeben hatte. Jeder größere und kompliziertere Fall wurde ihnen zur Bearbeitung übertragen. Das war seit Jahren so, und das sollte auch so bleiben.

„Etwas Neues, Ruth?“ fragte Steinke, dem das Warten schließlich zu lang wurde.

„Der Mädchenschreck ist wieder aktiv geworden. Diesmal im Norden!“

Die beiden waren so gut aufeinander eingespielt, daß es langatmiger Erklärungen nicht bedurfte. Steinke fragte: „Einwandfrei?“, und Leutnant Klinker wußte, was er meinte.

„Haargenau die gleiche Arbeitsweise: Anschleichen, plötzliches Zupacken, Zerfetzen der Kleider, Würgegriff und so weiter und so weiter. Immer die gleiche Tour!“

„Der fünfte Fall innerhalb von vier Wochen“, sagte Steinke nachdenklich. „Was meinst du, hat er etwas von unseren Maßnahmen gemerkt, oder ist sein Auftreten im Norden purer Zufall?“

Ruth Klinker hatte sich diese Frage selbst schon gestellt. „Beides ist möglich. Unsere Version, daß der Täter im Süden der Stadt sein ständiges Domizil haben oder wenigstens dort arbeiten muß und nur im südlichen Bereich Frauen überfällt, können wir nun aufgeben.“

„Dann sind auch die Sonderstreifen und Beobachtungsposten dort überflüssig“, erwiderte Steinke.

Das gefiel Ruth Klinker nicht, obwohl sie sich eingestand, daß Leutnant Steinke recht hatte. Wenn der Täter seine Verbrechen nicht nur im Süden beging, dann nutzten Sonderstreifen allein in diesem Stadtteil wenig. Doch um die ganze Stadt damit abzuriegeln, dazu fehlten die Kräfte. Trotzdem sagte sie: „Diese Entscheidung müssen wir dem Chef überlassen. Denkbar wäre doch, daß der Täter die nächste Zeit nur den Norden heimsuchen will, dann könnten die im Süden getroffenen Vorkehrungen auf den Norden verlegt werden.“

„Was haben wir eigentlich zur Zeit alles auf Beinen und Rädern?“ fragte Steinke.

„In den Abendstunden sind jeweils drei PKW und sechs Doppelstreifen in Zivil eingesetzt. Dazu kommen noch die Kräfte der Schutzpolizei und der Funkstaffel nach dem koordinierten Einsatzplan. Eine kleine Armee, wie du siehst.“

„Und wir beide“, ergänzte Leutnant Steinke unmutig. „Dabei sind wir bisher kaum weitergekommen, und ich möchte fast wetten, auch diesmal gibt es keinen brauchbaren Anhaltspunkt.“

Ruth Klinker rief: „Wette verloren! Diesmal gibt es Anhaltspunkte!“ Sie informierte ihn über Petra Dröllings

Aussage und schloß: „Außer dem Taschentuch ist der Mann aus dem Kino zum Beispiel ein solcher Anhaltspunkt. Wenn du seine Personalien feststellen könntest, kämen wir vielleicht weiter. Wichtig ist auch, daß sich der Täter den Finger verletzt hat.“

Steinke stimmte zu. „Menschenbisse sind nicht ohne. In den meisten Fällen gibt es Komplikationen. Wenn das Mädchen wirklich so stark zugebissen hat, muß der Kerl höchstwahrscheinlich einen Arzt aufsuchen.“

Auch Leutnant Klinker setzte ihre Hoffnungen auf diese Möglichkeit. Allein, darauf verlassen wollte sie sich nicht. „Ich werde anschließend zum Tatort fahren, die erforderlichen Aufnahmen schießen und die Frau ermitteln, die aus dem Fenster gerufen hat. Vielleicht hat sie den Täter gesehen“, sagte sie.

„Und diesen Maulhelden willst du dir nicht ansehen?“ fragte er.

„Den Sex-Ted? Gewiß, aber da wird kaum etwas dabei herauskommen. Woher sollte er gewußt haben, daß Petra ins Kino geht. Und selbst wenn er das vermutet hätte, konnte er nicht ahnen, daß sie es vorzeitig verläßt.“

„Ich werde versuchen, im Kino etwas zu erfahren“, sagte Leutnant Steinke. „Vielleicht war Ted dort und hat sie weggehen sehen.“

Die Kriminalistin wollte soeben in den Wartburg steigen, der sie zum Tatort bringen sollte, als Petra Drölling mit dem Taschentuch ankam. Ruth forderte sie auf mitzukommen. Unterwegs änderte sie ihren ursprünglichen Plan und ließ sich mit Petra vor dem Kino absetzen. „Wir gehen jetzt zusammen den gleichen Weg, den Sie gestern abend zurückgelegt haben, Petra. Schlagen Sie das gleiche Tempo an; ich möchte die Zeit stoppen.“

So geschah es. Leutnant Klinker paßte ihre Schritte denen des Mädchens an, und nach genau 18 Minuten und 27 Sekunden waren sie dort, wo Petra Drölling überfallen worden war.

Auch jetzt, am Tage, waren in der Hainstraße kaum Passanten anzutreffen. Lediglich zwei, drei Kinder spielten in der Nähe des Sportplatzes Einkriegen. Die Kriminalistin sah sich aufmerksam um. An der Stelle, die ihr Petra zeigte, bemerkte sie einige dunkelbraune Flecken auf den Gehwegplatten. „Sieht aus wie Blut! Mal sehen, was die Biologen dazu sagen.“ Sie nahm ein feines Messerchen aus der Instrumententasche und kratzte etwas von der Oberfläche der Flecken ab.

Petra sah ihr neugierig zu. „Kann man denn aus so einem bißchen Staub überhaupt etwas ersehen?“ fragte sie.

Ruth Klinker richtete sich elastisch auf, strich die Haarsträhne zurück, die sich in ihr Gesicht geschmuggelt hatte, und nickte versonnen. „Manchmal wurde dem Täter schon ein winziges Stäubchen zum Verhängnis. Die Flecken in Ihrem Taschentuch und die Substanz dieser Flecken hier können sehr aufschlußreich sein. Aber dabei müssen uns die Experten helfen.“

Viel mehr als die paar Flecken gab der Tatort nicht her, doch Leutnant Klinker hatte auch gar nicht mehr erwartet. An den anderen vier Tatorten waren überhaupt keine Spuren oder Hinweise gefunden worden. Die Kriminalistin war daher mit ihrer Ausbeute durchaus zufrieden. Sie nahm die EXAKTA zur Hand und bereitete sie für die Aufnahmen vor.

Petra wunderte sich, wie geschickt sie zu Werke ging.

„Lernt man das alles bei der Polizei?“ wollte sie wissen.

„Das und eine ganze Menge mehr. Auf der Polizeischule“, erwiderte Ruth Klinker lächelnd.

Die Aufnahmen waren schnell geschossen: die Straße,

der unmittelbare Tatort, der Baum, an den sich Petra gelehnt hatte, und die Flecken, die vermutlich Blut vom Täter waren.

Petra tat es direkt leid, daß alles so schnell ging und Frau Klinker sich unmittelbar darauf von ihr verabschiedete. Aber die Kriminalistin hatte es eilig.

Sie übergab dem Kraftfahrer die Materialproben, beauftragte ihn, Petra nach Hause zu fahren und danach die Proben sofort ins Labor zu bringen. Dann suchte sie die Frau auf, die sich nach Petras Angaben so energisch Ruhe ausgebeten hatte. Sie zu finden war nicht schwer, zumal Petra ihr das Haus gezeigt hatte, aus dem der Ruf gekommen war.

Frau Glaser wohnte seit ihrem zwanzigsten Lebensjahr, was schon eine Ewigkeit her sein mußte, in der Hainstraße und litt seit drei Tagen an Zahnschmerzen. Die waren auch der Grund für ihren Protest gewesen. Sie hatte, wie sie wortreich versicherte, seit zwei Nächten erstmals wieder etwas Schlaf gefunden, als auf der Straße geschrien wurde.

„Haben Sie etwas verstehen können?“ fragte Ruth Klinker.

„Nö, da hat nur jemand gebrüllt, und dann ist wer wegelaufen.“

Die Kriminalistin suchte alle Wohnungen in der unmittelbaren Tatortumgebung auf, doch sie schien Pech zu haben. Die meisten Bewohner, mit denen sie sprach, hatten nicht die geringste Ahnung von dem Vorfall. Nur ein junges Ehepaar, das in dem Hause wohnte, vor dem die Tat begangen worden war, hatte die Schreie gehört, aber nicht ernst genommen und deshalb nicht beachtet.

Ruth Klinker war von Haus aus Optimistin. Deshalb sagte sie sich, als sie auch im dritten Haus vergeblich

vorgesprochen hatte, daß ja die Vier schon immer ihre Glückszahl war, und steuerte das Haus mit der verheißungsvollen Nummer 13a an. Und hier wurde ihre Mühe tatsächlich noch belohnt. Der Hausmeister erzählte nämlich: „Ick hab' jestern so ziemlich bis achte vorm Haus uff de Banke jesessen. Da is keen Mensch vorbeijekommen. Bloß der alte Kratochvil, was der Straßenbahner von nebenan ist, der is so jejen achte nach Hause jekomm'. Gleich druff kam mein Bruda Emil. Der hat sich die Angel jeholt, weil a doch heute frei hat und 'n bißken stippen wollte. Emil is so jejen drei Viertel neune wechjungen.“

„Wo wohnt Ihr Bruder, Herr Schmolke?“

„In der Schlegelstraße dreiundzwanzig, vorn zwee Treppen rechts.“

„Schlegelstraße? Da muß er doch von hier aus links 'runter, am Sportplatz vorbei, stimmt's?“

„Jenau so is er ooch jegangen.“

„Und das haben Sie gesehen?“ fragte Ruth Klinker.

„Nee, aber so jeht der immer, wenn er bei mir war.“

„Was hatte Ihr Bruder gestern an?“

„Na, sein Fischgrätensakko, die braune Hose und seinen Angelhut. In dem Zeuch läuft der doch schon seit Jahren 'rum. Is alleinstehend, müssen Se wissen, da is das mit die Ordnung nich so wie bei unsereins, wo eine Frau im Haus is.“

„Was ist Ihr Bruder von Beruf, Herr Schmolke?“

„Emiln? Der arbeitet schon seit zwanzich Jahre bei die HOBAG. Da is er nämlich Polier.“

„Die HOBAG hat doch das neue Warenhaus in der Kantstraße gebaut?“

„Stimmt jenau! Die ham noch mehr im Süden jebaut. Aber jetzt sin se hier im Norden, in de neue Wohnsiedlung.“

Vor dem erwähnten Warenhaus war vor vierzehn Tagen eine junge Verkäuferin in ganz ähnlicher Weise wie Petra Drölling überfallen worden. Es war am letzten Bautag im Südviertel gewesen, kurz nach Feierabend. Ruth Klinker hatte diesem Umstand damals wenig Bedeutung beigemessen. Jetzt erschien er ihr plötzlich in einem neuen Licht. „Ihr Bruder ist Witwer?“ fragte sie.

„Witwer eigentlich nich. Seine Frau is ihm vor'n paar Jahren durchjejangen mit een Handwerksmeester aus Plaue. Seitdem hat Emiln nischt mehr von ihr gehört. Aber mit den Handwerksmeester soll se ooch nich mehr zusammen sind. Ick hab' Emiln ja damals gleich jewarnt; aber der wollte ja nich uff mir hör'n. Was Senta, seine Frau is, so war die ville zu jung for ihn. Knapp fünfundzwanzig, und dabei wird Emil übermorgen akkurat dreiundfuffzig. Machen Se wat dajegen; wo die Liebe hinfällt... Und was der Emil is, so stand der schon immer uff so jungsche Dinger, dabei könn' die noch nich mal richtig kochen.“

Ruth Klinker nickte verständnisinnig. „Ja, ja, je oller, je doller.“

„Sehen Se, Frau Leutnant, dis is genau det, wat ick ooch immer sage.“

Leutnant Steinke hatte weniger Glück als seine Kollegin. Petra Drölling selbst war dem Kinopersonal zwar vom Sehen bekannt, doch der Mann, der neben ihr saß, nicht. Steinke wandte sich an die Kassiererin: „Können Sie sich wirklich nicht erinnern, wem Sie den Platz neben Fräulein Drölling verkauft haben?“

„Nein, beim besten Willen nicht. Unser Kino hat knapp zweihundertfünfzig Plätze. Es war gestern total ausverkauft; da kann man sich die einzelnen Besucher

nicht merken. Das Fräulein wäre mir auch nicht aufgefallen, wenn es nicht nach seiner Freundin gefragt hätte. Die beiden kommen nämlich öfter zu uns.“

Ted war im Kino auch nicht bekannt. Ob er zu den gestrigen Besuchern zählte, konnte daher keiner sagen. Steinke erkundigte sich bei den Platzanweiserinnen nach Besuchern, die das Kino vorzeitig verlassen hatten. Das waren insgesamt fünf Personen gewesen, außer Petra Drölling noch eine Frau und drei Männer.

Leutnant Steinke verabschiedete sich, über das magere Ergebnis seiner Ermittlungen wenig beglückt. Alles, was er herausbekommen hatte, war, daß Petra Drölling tatsächlich das Kino besucht und es vorzeitig verlassen hatte. Aber daran bestand für ihn ohnehin kein Zweifel.

Frau Krämer, Teds Mutter, hatte es von Frau Kalluweit, der es wiederum die Raubersche erzählt hatte, und diese schließlich wußte es von Frau Schmidt: Der „Mädchenkiller“ hatte ein neues Opfer gefunden. „Das Mädchen soll hier in der Nachbarschaft wohnen, und ganz doll geblutet soll sie haben, das arme Ding. Ich versteh' gar nicht, warum die Polizei dem Kerl nicht endlich das Handwerk legt. Man traut sich ja schon gar nicht mehr auf die Straße“, sagte Frau Krämer.

Hermann Krämer, der gerade die Briefmarkenecke in der Zeitung las, hob den Kopf und sah seine Frau spöttisch an. „Na, du brauchst doch keine Angst zu haben, Hildegard. Dir wird er bestimmt nichts tun. Aber im allgemeinen hast du natürlich recht.“

Ted beachtete den Wortwechsel seiner Eltern kaum. Kleinliche Gehässigkeiten dieser Art waren in der Familie Krämer nichts Neues. Das hängt mir schon zum Halse heraus, der Alte spielt immer dieselbe Platte, dachte Ted. Immer hackt er auf Mutter herum, dabei ist

er ganz froh, daß sie ihn betuttelt. Früher hatte Ted seinen Vater bewundert, weil er stets so selbstverständlich und über den Dingen stehend urteilte. Doch das war schon lange her. Jetzt reizte ihn seine Selbstzufriedenheit nur noch zum Widerspruch. „Warum soll er nicht auch mal eine Ältere überfallen?“ fragte er aggressiv.

Herrmann Krämer hob die Augenbrauen an, zog die Mundwinkel herab und sagte: „Weil . . . Aber das dürfte wohl nicht das richtige Thema sein, mein Sohn. Erkläre mir lieber, was du mit deiner Hand gemacht hast. Denn soweit ich mich erinnere, habe ich dich vorhin schon danach gefragt, ohne daß du mir geantwortet hättest.“

Ted verzog das Gesicht. Dieses Thema war ganz und gar nicht nach seinem Geschmack. „Was soll ich schon gemacht haben? Einen Unfall hatte ich. Kann doch mal passieren, oder?“

Herr Krämer überhörte geflissentlich den aggressiven Ton, und gelassen wie immer erwiderte er: „Du bist zwar achtzehn und damit nach dem Gesetz volljährig, allein das berechtigt dich noch lange nicht dazu, einen solchen Ton gegen mich anzuschlagen. Schließlich bin ich dein Vater, wenn mir das auch manchmal selbst unglaublich vorkommt. Oder hast du mich schon jemals in einem so lächerlichen Aufzug, mit einem so wüsten Haarschnitt herumlaufen sehen, wie du uns täglich entgegentrittst?“ Er wandte sich seiner Frau zu: „Hier hast du wieder mal ein typisches Produkt deiner Erziehung.“

Ted schnitt eine betont gelangweilte Grimasse. Er wußte im voraus, was nun kommen würde: Seine Mutter würde sich gegen diesen Vorwurf verwahren, sein Vater ihn näher begründen, und der ewige Streit um die Erziehung des einzigen Sohnes würde damit wieder einmal zum abendfüllenden Familienprogramm werden. Ohne mich, dachte Ted, stand wortlos auf und ging.

Am Treffpunkt fand er nur Jürgen Pomichel vor, der, kaum daß er Ted erblickte, sogleich rief: „Hast du schon gehört, Ted?“

„Schnauze!“ unterbrach ihn Ted sofort und deutete mit dem Kopf auf zwei Frauen, die ganz in der Nähe standen und sich unterhielten. Er winkte Pomichel beiseite und fragte unwirsch: „Was soll ich gehört haben?“

„Das von der Petra! Meine Schwester geht mit ihr in die Berufsschule, und von der weiß ich es.“

„Was weißt du?“ fragte Ted scharf.

„Na, wie die Petra überfallen wurde. Übrigens“, Pomichel sah Ted scharf an, „das war doch an dem Abend, wo du mit ihr zusammen warst!“

„Quatsch! Das muß ein anderer Tag gewesen sein.“

„Mensch, erinnere dich doch“, sagte Jürgen Pomichel eifrig, „das war vorgestern. Ich hab’ dir noch etwas hinterhergerufen, als du losgingst.“

Ted blieb ruckartig stehen, packte Pomichel hart an der Brust und zog ihn ganz zu sich heran. „Halt deine verdammte Schnauze, sage ich dir! Ich war vorgestern nicht mit ihr zusammen. Ich kenne sie überhaupt nicht, kapiert?“

„Ja, aber . . .“

„Kein Aber! Ich war vorgestern bei euch, klar?“

Er ließ Jürgen los und schnitt eine Grimasse, die er selbst für beeindruckend hielt, die jedoch von Pomichel später „blöd“ genannt wurde.

Jürgen nickte spöttisch. „Werd’ mir’s merken.“ Nach einer Weile setzte er zögernd und unverhohlen neugierig noch hinzu: „Hast du . . .?“

„Quatsch, ich habe damit nichts zu tun. Ich will bloß nicht, daß mir einer neugierige Fragen stellt. Hab’ meine Gründe dafür!“

„Eine neue Ische?“ fragte Jürgen grinsend.

Ted blinzelte und blieb die Antwort schuldig. Pomichel deutete auf Teds Hand. „Is'n damit?“ „Unfall, gequetscht!“ erwiderte Ted lakonisch.

Ruth Klinker betrachtete kritisch ihr Spiegelbild. Was sie sah, befriedigte sie. In wenigen Wochen werde ich achtunddreißig; die Zeit vergeht zu schnell, dachte sie flüchtig. Doch selbst die gehässigste Neiderin hätte zugeben müssen, daß Frau Klinker bedeutend jünger aussah. Ihre Tochter Ramona fragte oft: „Wie machst du das nur, Mutti? Manchmal könnte man dich glatt für zwanzig halten. Wenn du bloß nicht so altmodische lange Kleider tragen würdest!“

„Na hör mal, ich kann doch nicht im Minirock im Kreisamt aufkreuzen“, erwiderte ihre Mutter.

„Warum nicht? Du kannst es dir doch leisten!“

Frau Klinker schüttelte den Kopf. Insgeheim aber freute sie sich über dieses Kompliment. Ja, es würde mir tatsächlich nicht schwerfallen, ein junges Mädchen zu mimen, dachte sie. Vor drei Wochen, als der erste Überfall bekannt wurde, hatte sie schon einmal ähnliche Gedanken Leutnant Steinke gegenüber geäußert, doch der wollte nichts davon wissen.

Auch Hauptmann Rösler hatte ihren Plan abgelehnt.

„Die Lockvogelmethode bleibt uns zuletzt immer noch!“ hatte seine Antwort gelautet. Seitdem hatte Ruth Klinker nie wieder davon gesprochen. Es war Leutnant Steinke, der an diesem Morgen davon anfang und ihr vorschlug, dem Polier Emil Schmolke vorerst mit verdecktem Visier gegenüberzutreten und ihn ein bißchen zu testen. Die Kriminalistin war sofort einverstanden.

„Ich bleibe sicherheitshalber in der Nähe. Wenn du es allein nicht schaffst, schmeiß einfach etwas durchs Fenster, dann weiß ich Bescheid“, hatte er ihr noch geraten.

„Dazu wird es sicher nicht kommen. Ich werde mir schon zu helfen wissen.“ Davon war Ruth Klinker auch noch überzeugt, als sie die zwei Treppen zu Schmolkes Wohnung hochstieg. Dem Haus Schlegelstraße 23 haftete ein Hauch von Bohnerwachs und Mottenpulver an. Die rotbraun lackierten Holzstufen strahlten im Hochglanz, die ölgestrichenen Wände waren ohne Schmutzflecken, und auf jedem Treppenpodest thronte eine Schusterpalme.

Kinder scheint es hier nicht zu geben, dachte Ruth Klinker, und obwohl in dem Haus kein menschlicher Laut zu hören war, wurde sie den Eindruck nicht los, daß hinter jedem Türspion ein wachsames Auge lauerte.

In Schmolkes Wohnung begann sich erst nach dem zweiten Läuten etwas zu rühren. Langsame Schritte, denen man förmlich die Filzlatschen anhörte, näherten sich, dann ließ sich ein leises Klappern vernehmen, und Leutnant Klinker sah in ein wasserblaues Auge, das mitten in der Tür hinter einer runden Glasscheibe auftauchte. Sie zauberte ein reizendes Lächeln in ihr Gesicht und nickte dem Auge freundlich zu.

„Einen Augenblick bitte, nur eine Sekunde!“ ertönte es, dann schlurften die Schritte davon. Es wurden ein paar Minuten aus der versprochenen Sekunde, dann flog die Tür auf, und ein frisch gekämmter Mann in einer neuen Hausjacke musterte neugierig seine Besucherin.

„Herr Schmolke?“ flötete Ruth Klinker.

„Höchstpersönlich, schöne Frau: Emil Schmolke!“ Er trat beiseite und winkte lässig. „Bitte einzutreten.“

„Vielen Dank. Hoffentlich habe ich Sie nicht gestört?“ sagte sie, ihren Blick in den seinen versenkend.

Schmolke war hager. Der untere Teil seines Gesichtes, bis zu den Augenbrauen kupferrot, stach deutlich von der hohen, weißen Stirn ab. Er hielt sich elastisch straff wie ein Zinnsoldat und hätte gepflegt gewirkt, wenn das

stoppelige Kinn und die schwarzen Ränder unter den Fingernägeln nicht gewesen wären.

Ruth Klinker sah großzügig darüber hinweg. „Ganz gemütlich haben Sie es hier“, sagte sie, während sie in die Stube trat. „Entschuldigen Sie bitte, Herr Schmolke, wenn ich Sie so unvorbereitet überfalle. Klinker ist mein Name; ich komme von der Versicherung und hätte mich gern mit Ihnen ein bißchen unterhalten.“

Schmolke runzelte die Brauen. „Was det letzte anjeht, schön, unterhalten können wir uns ja, sehr gerne sogar, aber mit Versicherung is nischt! Hab' ich neulich Ihrem Kollegen schon gesagt. Zahlt man bloß drauf bei. Wenn ich die Prämie jeden Monat auf die Sparkasse bringe, kriege ich Zinsen auf mein Geld und fahr' viel besser als bei der Versicherung.“

„Aber wieso denn, Herr Schmolke? Sie sind doch ein moderner Mann? Wie können Sie nur solche Vorurteile hegen? Sehen Sie, ein Kunde von uns hat zum Beispiel neulich dreitausend Mark ausbezahlt bekommen, und dabei war er erst einen Monat versichert . . .“ Ruth Klinker entwickelte eine Beredsamkeit, um die sie jeder echte Versicherungsagent beneidet hätte. Sie stellte sich ganz auf Schmolke ein, traktierte ihn mit Blicken und hätte es am Ende sicherlich geschafft, ihn für ein halbes Dutzend Versicherungsverträge zu gewinnen, wenn sie es tatsächlich darauf angelegt hätte.

Zum Glück bekam Schmolke rechtzeitig eine trockene Kehle. „Darf ich Ihnen eine Tasse Kaffee anbieten?“

„Aber gern!“

Die Kriminalistin erbot sich zu helfen, und zwanzig Minuten später war schon keine Rede mehr von Versicherungsabschlüssen. Statt dessen hatte Schmolke sowjetischen Kognak eingegossen und die Platte vom einsamen Mann aufgelegt. Ruth Klinker brauchte gar nichts mehr

zu sagen, und — was ihr besonders sympathisch war — sie brauchte auch nicht zu fragen. Schmolke, der pausenlos von sich erzählte, bestritt die Unterhaltung ganz allein. Sie hätte danach eine dicke Biographie über ihn schreiben können; aber sie hegte Zweifel, daß Schmolkes Darstellungen in allen Punkten der Wahrheit entsprachen. Anfangs hatte sie hier und da noch einen Einwand oder ein mitfühlendes Wort riskiert; als ihn das jedoch jedesmal ein Stückchen näher rücken ließ und am Ende nur noch das Tischbein zwischen ihren Knien war, schwieg sie.

Nach einer Stunde war die Kognakflasche halb leer, obwohl Ruth Klinker nur ein einziges Glas davon getrunken hatte. Schmolke war jetzt soweit, daß er sich mit ihr für den nächsten Tag und jedes Wochenende der kommenden zwei Jahre verabreden wollte.

„Sie sind ein ganz Schlimmer, Herr Schmolke! Wenn Sie jeder Frau solche Angebote machen, kann man es ja mit der Angst bekommen. Was haben Sie denn da an der Hand gemacht. Da hat Sie wohl eine eifersüchtige Freundin gebissen?“

Schmolke sah in ihr lachendes Gesicht und von da auf seinen Finger, den eine schwarze Lederkappe bedeckte. „Was Sie nur denken!“ erwiderte er geschmeichelt. „Den hab’ ich mir beim Angeln verletzt.“

„Ah, beim Angeln?“ sagte sie mit leichter Ironie.

„Und ob. Ich angele seit meiner Kindheit schon. Vorgestern zum Beispiel habe ich einen soo dicken Aal gefangen. Morgen hole ich ihn vom Räuchern ab. Wenn Sie wollen, können wir ihn zusammen essen.“

„Wo wird er denn geräuchert?“

„Det macht mein Bruder Hans ganz prima. Der wohnt in der Hainstraße. Kennen Sie die Ecke?“

„Klar“, sagte Ruth Klinker, „ich wohne ja im Norden.

Übrigens, haben Sie schon gehört, da soll kürzlich ein Mädchen überfallen worden sein.“

Schmolke nickte eifrig. „Stimmt. Mein Bruder ist deshalb schon verhört worden. Kann sein, daß ich auch noch zur Polizei muß.“

„Sie, Herr Schmolke? Was haben Sie damit zu tun?“

Die Sache lief viel besser, als sie es erhofft hatte. Schmolke war völlig arglos. Frau Klinkers Gegenwart und der sowjetische Kognak taten ein übriges. „Das will ich Ihnen erklären. Das ist nämlich so: Als der Überfall stattfand, da war ich gerade dort in der Gegend. Und nun denkt die Polizei, daß ich etwas gesehen habe. Und ich habe ja auch etwas gesehen! Das Mädchen zwar nicht, aber am Sportplatz, da stand ein Kerl, so ein langer, fieser, mit einem Bart wie der heilige Nikolaus. Ich möchte wetten, der war es.“

„Wie kommen Sie denn darauf?“

„Na, schon wie der mich angeguckt hat, als ich an ihm vorbeiging! Gerade so, als wäre er wütend, daß ich ausgerechnet dort herumlatsche. Und dann, so im Weitergehen, da habe ich mich noch einmal umgedreht und gesehen, daß der Kerl genau in die Richtung läuft, wo dann das Mädchen überfallen wurde. Aber ich muß Ihnen noch etwas sagen: Ich arbeite doch bei der HOBAG, und da in der Nähe ist auch schon einmal ein Mädchen überfallen worden. Und – damals hat sich dort auch so ein bärtiger Heini herumgetrieben. Ich sage Ihnen, das war derselbe!“

„Warum gehen Sie denn nicht von sich aus zur Polizei und erzählen das?“

„Werde ich, schöne Frau, werde ich!“ Plötzlich verzog Schmolke das Gesicht und hielt sich die Hand mit dem verletzten Finger.

„Schmerzen?“

„Das pöckert so, wird wohl eitem.“

„Soll ich mal nachsehen? Ich verstehe etwas davon.“

„Nein, nein, das ist nichts für zarte Frauenaugen. So schlimm ist es gar nicht.“ Schmolke wehrte hastig ab.

Als sich Frau Klinker verabschiedete, mußte sie ihm versprechen, bald wiederzukommen.

„Bestimmt“, sagte sie. „Ich will Sie doch unbedingt für einen Versicherungsvertrag gewinnen!“

Er grinste über das ganze Gesicht. „Au ja, wie wäre es mit lebenslänglicher Versicherung?“

Leutnant Steinke, der seit Stunden auf der gegenüberliegenden Straßenseite in einer Tornische wartete, war nahe daran, Schmolkes Wohnung zu stürmen. Endlich tauchte Ruth Klinker wieder auf, winkte nochmals nach oben und ging dann die Straße hinab.

Steinke wartete, bis Schmolke das Fenster geschlossen hatte, und spurtete los. Er holte seine Kollegin noch ein, bevor der Bus kam.

„Ich habe das Gefühl, den Schmolke können wir streichen“, sagte die Kriminalistin, nachdem sie Steinke das Konzentrat ihrer Unterhaltung mit dem Polier wiedergegeben hatte.

„Typisch Frau“, erwiderte der Leutnant mit gutmütigem Spott. „Da fällt der Kerl nicht gleich mit der Tür ins Haus, und schon glaubst du irgendwelchen Gefühlen. Und der verletzte Finger?“

„Ich sage ja nicht, daß wir ihn nicht weiter im Auge behalten sollen“, verteidigte sich Ruth Klinker. „Ich meine nur, daß unser Mädchenschreck aus einem anderen Holz geschnitzt ist als dieser Schmolke. Übrigens hast du ja bald Gelegenheit, dir selbst eine Meinung über ihn zu bilden. Da Schmolke unseren Besuch erwartet, wäre es gut, wenn du ihn morgen aufsuchen

würdest. Wir müssen sowieso eine exakte Beschreibung dieses mysteriösen Bärtigen haben. In meiner Rolle als Versicherungsvertreterin konnte ich ja schlecht nach einzelnen Merkmalen fragen.“

Steinke brummte etwas Unverständliches vor sich hin. An der Schweriner Straße verabschiedete er sich, weil er noch einmal zur Dienststelle wollte.

Ruth Klinker hatte noch drei Stationen weiterzufahren. „Wenn etwas Wichtiges ist, ruf mich an, Horst.“

Sie war knapp zehn Minuten zu Hause, da klingelte schon das Telefon. „Es ist nicht besonders wichtig“, sagte Steinke harmlos, „ich dachte nur, daß es dich vielleicht interessieren wird: Die vorläufigen Gutachten aus dem Labor sind eingegangen. An Petras Taschentuch wurde Menschenblut festgestellt, Blutgruppe AB. Die Substanz, die du eingeschickt hast, war auch Menschenblut, von der gleichen Blutgruppe. Außerdem haben die Leutchen im Labor noch Kalkspuren gefunden!“

Ruth Klinker war nicht sicher, ob sie richtig verstanden hatte. „Kalkspuren?“ vergewisserte sie sich verblüfft.

„Ja, in Petras Taschentuch, und zwar sollen sie etwa gleichzeitig mit dem Blut dort hineingekommen sein. Es soll so aussehen, als ob mit dem Taschentuch etwas abgewischt wurde, woran sich Blut und eben auch Kalk befand. Für eine detaillierte Analyse reicht die sicher-gestellte Menge allerdings nicht aus.“

„Das spricht gegen Schmolke!“ sagte Ruth Klinker.

„Wir werden ja sehen. Ich suche ihn auf alle Fälle morgen auf“, erwiderte der Leutnant. „Noch etwas: Die Ergebnisse unserer Nachfrage bei den Ärzten sind eingegangen. Drei Personen, darunter eine Frau, sind in den letzten drei Tagen von hiesigen Ärzten mit bißähnlichen Verletzungen verarztet worden. Ein gewisser Georg Balzer, eine Monika Schreier und ... aber rate mal!“

„Schmolke!“ sagte sie wie aus der Pistole geschossen.

„Denkste! Unser Freund Ted ist der dritte!“

„Ted? Das ist doch . . .“

„Bißähnliche Verletzung und multiple Kratzwunden an der rechten Hand. Sepsis. So steht es hier. Behandelnder Arzt ist eine Frau Doktor Grube von der chirurgischen Abteilung der Poliklinik Nord.“

„Gut, Horst, wenn du dich morgen um Schmolke kümmerst, werde ich mir den Sex-Ted vorknöpfen“, sagte Ruth Klinker.

Am anderen Morgen jedoch wartete bereits eine neue Überraschung auf die Kriminalisten.

Etwa zur gleichen Zeit, als Leutnant Steinke mit Ruth Klinker telefonierte, fand ein weiterer Überfall statt. Ein unbekannter Mann hatte eine Säuglingsschwester, die vom Spätdienst kam, überfallen und vergewaltigt. Der Tatort lag wiederum im Norden. Das Opfer, ein Fräulein Baumert, hatte erst gegen Morgen die Kriminalpolizei aufgesucht und war vom Kriminaldienst nur ganz kurz befragt und dann sofort zum Arzt gebracht worden, da sie über Schmerzen klagte.

Hauptmann Rösler, der sofort benachrichtigt worden war, hatte angewiesen, daß der Kriminaldienst selbst die Spurensicherung am Tatort vorzunehmen habe.

Außerdem hatte die Funkstreife einen Mann eingeliefert, der stark angetrunken war und vor dem VEB Mode eine Passantin belästigt hatte.

„Da hat sich ja allerhand getan, aber uns hat natürlich keiner Bescheid gesagt“, meinte Ruth Klinker ärgerlich, als ihr der Genosse vom Kriminaldienst die Unterlagen brachte.

Der Kriminalist wies den Vorwurf zurück. „Der Genosse Hauptmann hat es so befohlen.“

Leutnant Klinker sah die Unterlagen durch. „Die Geschädigte wurde noch nicht einmal nach dem Aussehen des Täters befragt“, sagte sie quengelig.

„Sie wurde überhaupt noch nicht vernommen, Genossin Leutnant. Wir haben nur ganz kurz nach dem Ablauf des Geschehens und nach dem Tatort gefragt. Das Mädchen sah sehr angegriffen aus; wir hielten es für zweckmäßig, es erst einmal in ärztliche Behandlung zu schicken. Aber wir haben es gebeten, anschließend hierherzukommen und sich bei Ihnen zu melden.“ Der Kriminalist sagte es ein wenig vorwurfsvoll, denn er hatte die Befehle des K-Leiters genau befolgt und war sich keiner Schuld bewußt.

Ruth Klinker sah das ein. Um vieles freundlicher sagte sie: „Schon gut, ich mache Ihnen ja keinen Vorwurf. Sie haben getan, was Ihnen aufgetragen war. Welchen Eindruck haben Sie von der Sache?“

„Ich bin mit dem Fall nicht so vertraut wie Sie oder Leutnant Steinke, trotzdem bin ich sicher, daß dieser Überfall auf das Konto des Mädchenschrecks kommt.“

„Das meine ich nicht. Sie haben doch die Geschädigte gesehen. Nach ihrer Schilderung, die Sie hier niedergelegt haben, hat der Täter sein Ziel bei ihr erreicht. In allen anderen Fällen blieb die Tat im Versuch stecken, weil sich die Opfer sofort heftig gewehrt haben. Hat sich nach Ihrer Meinung die Geschädigte gewehrt?“

Der Kriminalist sah zur Decke, als müßte er dort die Antwort ablesen. Sein Zögern war berechtigt. Er war erst vor kurzem von der Polizeischule gekommen und hatte nur wenig praktische Erfahrungen in der Untersuchung von Sexualverbrechen. Schließlich nickte er jedoch. „Ja, ich glaube schon. Fräulein Baumert hat angegeben, daß sie den Täter ins Gesicht geschlagen habe. Ich traue ihr das auch zu. Stämmig genug ist sie.“

„Sie ist also kräftig?“ fragte Ruth Klinker.

„In ihrem Äußeren wirkt sie recht resolut.“

„Ist sie hübsch?“ fragte die Kriminalistin neugierig.

Ihr Kollege wurde steif und förmlich. „Als ich sie sah, hatte sie ein ansehnliches Veilchen am linken Auge und eine verquollene Nase. Aber auch ohne das wäre sie nicht mein Typ.“

„Meiner auch nicht“, sagte Leutnant Steinke, der bei den letzten Worten ins Zimmer getreten war. „Sie sitzt nämlich draußen“, ergänzte er, als er Ruth Klinkers erstaunten Blick sah.

„Noch eine letzte Frage: Was ist mit dem Mann, den der Funkwagen gebracht hat?“

Der Kriminalist zuckte die Schultern. „Mehr, als in der Meldung steht, weiß ich auch nicht. Der Mann ist kaum ansprechbar, lallt bloß und grölt und scheint überhaupt nicht zu verstehen, was man ihn fragt. Wir haben ihn erst einmal zur Blutprobe geschickt.“

Der Kriminalist verabschiedete sich. Steinke überflog schnell die Berichte, dann fragte er: „Wie wollen wir vorgehen? Du die Baumert, ich den Mann?“

„So wird es das beste sein. Ich nehme die Aussage auf Band auf, dann kannst du sie hinterher abhören.“

Sigrid Baumert atmete sichtlich auf, als sie sah, daß sie mit der Kriminalistin allein im Zimmer war. Der Kontakt war bald hergestellt.

„Sie sind verlobt, Fräulein Baumert?“ fragte Frau Klinker mit einem Blick auf den Ring, den die Säuglingschwester trug.

„Ja. Mein Verlobter leistet zur Zeit seinen Wehrdienst ab. Wenn er entlassen wird, wollen wir heiraten.“ Sigrid Baumert hatte plötzlich Tränen in den Augen. „Das heißt, wenn er jetzt noch will.“ Sie vergrub das Gesicht in den Händen, ihre Schultern zuckten heftig.

Leutnant Klinker hatte so etwas schon oft erleben müssen. Mädchen, sogar erfahrene Frauen, die, wie Sigrid Baumert, nicht gerade hübsch waren, hatten in dieser Situation fast immer Angst, daß der Freund oder Verlobte sich von ihnen abwenden könnte. Viele unterließen es deshalb, Anzeige zu erstatten. „Ist das der Grund, weshalb Sie nicht sofort nach dem Überfall zu uns gekommen sind?“

Sigrid Baumert nickte. „Ich wollte erst keinem etwas sagen. Aber wenn etwas passiert ist, merkt Rainer es doch, und dann ist's noch schlimmer.“

„Es war gut, daß Sie gekommen sind“, sagte Ruth Klinker. „Sie können doch nichts dafür, daß Sie einer überfallen hat.“

„Es ging alles so schnell. Ehe ich überhaupt wußte, was los war, hatte er mich schon am Hals gepackt, und dann wurde mir schwarz vor Augen. Als ich wieder zu mir kam, wollte ich schreien, aber da schlug er mir mit der Faust ins Gesicht, hielt mir ein Messer an die Kehle und sagte, daß er mich umbringen werde, wenn ich nicht ruhig bin.“

„Das Messer haben Sie heute morgen aber nicht erwähnt“, stellte die Kriminalistin mit einem Blick auf den Vermerk vom Kriminaldienst fest.

„Da war ich noch so durcheinander und habe nicht daran gedacht.“

„Konnten Sie das Gesicht des Mannes sehen?“

„Ja, ganz genau. Dort ist ja eine Laterne. Es war ein junger Bursche, höchstens sechzehn Jahre alt“, erwiderte die Säuglingsschwester prompt.

„Ist Ihnen irgend etwas an seinem Gesicht oder an seinen Händen aufgefallen?“

„Nichts. Lange Haare hat er gehabt, die haben ihm ins Gesicht gehangen. Doch! Er hatte einen ziemlichen brei-

ten, brutalen Mund und große Zähne. Die Hände waren aber ganz normal.“

„Welche Farbe hatte sein Haar?“

„Blond, mehr hell.“

„Und seine Augen?“

„Auch hell, wahrscheinlich hellblau. Die waren ja im Schatten, da konnte ich das nicht so genau sehen.“

Ein neuer Weinkrampf schüttelte das Mädchen. Ruth ließ ihr Zeit. Sie wußte aus Erfahrung, daß es wenig Zweck hatte zu drängen. Je mehr Zeit sie Sigrid Baumert ließ, um so genauer würde diese sich in die Situation zurückversetzen und aussagen können.

„Er war ziemlich dürr, und wenn er nicht das Messer gehabt hätte...“

„Hatten Sie den Eindruck, daß er wirklich zustoßen würde, wenn Sie sich gewehrt hätten?“ fragte Ruth.

„Der hätte mich ganz bestimmt umgebracht, so wie der mich angestarrt und angeschnauzt hat!“

„Können Sie das Messer beschreiben?“

„Nein. Ich habe es nur gespürt. Hier!“ Sigrid Baumert tippte mit dem Finger an den Hals. Plötzlich hielt sie inne, sah die Kriminalistin mit weit aufgerissenen Augen an und sagte aufgeregt: „Sein Hals! Ja, daran kann man ihn ganz bestimmt erkennen!“

„Was ist mit seinem Hals?“

„Er hat da eine Narbe! Ich habe sie deutlich gesehen, breit und quer über den Hals, wie nach einer Operation!“

„Ich weiß nicht“, sagte Leutnant Steinke, als er später in Gegenwart seiner Kollegin das Band abhörte, „dieser Fall weicht so sehr von den bisherigen ab, daß es mir schwerfällt, an unseren Mädchenschreck zu glauben. Wenn es derselbe Täter war, der auch Petra Drölling angegriffen hat, müßte er doch eine verletzte Hand haben!“

Ruth Klinker hatte sich das auch schon überlegt. Sie hatte diesen Gedanken sogar noch weiterverfolgt. „Wenn wir davon ausgehen, daß Petra den Täter so sehr verletzt hat, daß er zumindest einen Verband tragen muß, dann gibt es nur eine Konsequenz: Entweder der Täter im Fall Drölling oder der im Fall Baumert ist nicht mit dem Mädchenschreck identisch. Welche der beiden Varianten wir auch für wahrscheinlicher halten, am Ende bedeutet es doch, daß wir es mit zwei verschiedenen Tätern zu tun haben, obwohl die Begehungsweise die gleichen Grundzüge aufweist.“

„Du vergißt das Messer, Ruth“, wandte Leutnant Steinke ein. „Bisher hat unser Mann nie ein Messer benutzt.“

„Das möchte ich als Einwand nicht gelten lassen. Der Täter hat bisher sein Ziel nie erreicht, weil sich die Geschädigten verzweifelt gewehrt haben. Lag da für ihn nicht der Schluß nahe, Mittel zu verwenden, die diese Abwehr verhindern? Psychologisch würde mir das absolut einleuchten. Mit einem Messer an der Kehle vergeht selbst Mutigen die Courage.“

„Gut, wenn auch; bleibt immer noch die verletzte Hand.“

„Ja, eben, dafür fehlt auch mir jede Erklärung.“

„Zwei Täter! Auch das noch!“ räsionierte Steinke. „Übrigens, den Hechtling können wir sausen lassen.“

„Wer ist Hechtling?“

„Der Suffkopp, den der Funkwagen gebracht hat. Kommt auf keinen Fall in Frage. Der Mann ist fünfzig Jahre alt, hat weder eine verletzte Hand noch eine Narbe am Hals und ist glücklicher Opa. Die Geburt seiner vierten Enkeltochter ist ihm so zu Kopf gestiegen, daß er sich einen Rausch angetrunken hat, der für die ganze Brigade ausgereicht hätte. Jetzt zittert er vor der Begegnung mit seiner Frau, und er bat mich händeringend, ihr nicht zu sagen, weshalb er hier ist.“

„Was sollst du ihr denn sonst sagen?“ fragte Ruth Klinker lachend.

„Er hätte einen Zechkumpanen niedergerschlagen“, erwiderte Steinke schmunzelnd. „Dabei müßtest du das Kerlchen mal sehen. Ich wette, der kann sich ohne weiteres hinter einem Handfeger umziehen.“

„Was geschieht mit ihm?“

„Ich habe ihn überprüft und vorerst entlassen.“

Die nächste Frage, die Ruth Klinker stellte, verblüffte den Leutnant. „Sag mal, Horst, habt ihr Männer eigentlich ein bestimmtes Idealbild von uns Frauen?“

„Na, hör mal, Ruth, das ist aber eine Frage.“

„Ich meine es ernst. Ihr habt doch sicherlich eine bestimmte Vorstellung, wie ‚Sie‘ aussehen muß.“

„Wenn du mich so konkret fragst“, erwiderte der Leutnant grinsend, „dann würde ich sagen: so wie du. Aber leider fragst du mich zu spät.“

Sie wollte ärgerlich werden. Als sie jedoch sein spitzbübisches Blinzeln sah, mußte sie lachen.

„Ich verstehe schon“, sagte Steinke. „Gib dich keinen falschen Hoffnungen hin. Unser Mädchenschreck hat offenbar kein festes Idealbild. Du brauchst dir doch nur die Geschädigten anzusehen. Da ist durchaus keine Bevorzugung irgendeines Typs festzustellen.“

„Aber fünf von den Opfern sind blond. Eigentlich weicht nur Sigrid Baumert ab; sie ist tizianrot.“

Steinke winkte skeptisch ab. „Was besagt im Zeitalter der Chemie die Haarfarbe einer Frau?“

Doch die Kriminalistin hatte sich auf der Suche nach greifbaren Anhaltspunkten in ihre Idee verbissen. „Du meinst, es gibt keinen Mann, der eine spezielle Haarfarbe bevorzugt?“

Er zuckte gleichmütig die Achseln. „Ich kann’s mir nicht vorstellen. Mir war das egal.“

Sie hätten sich wahrscheinlich noch länger über dieses Thema unterhalten, wenn nicht Hauptmann Rösler gekommen wäre. Der Hauptmann war eine imposante Erscheinung. Das frappierendste an ihm war seine disproportionierte Gestalt. Die dünnen Beine, die durch die engen Hosen noch ungeschickt betont wurden, waren für den kurzen, gedrungenen Körper viel zu lang. Und zu lang war auch die Nase, die den schmalen, beinahe haarlosen Schädel verunzierte. Wahrlich, eine Schönheit war Hauptmann Rösler nicht, und man hätte ihn auf den ersten Blick für einen geschäftstüchtigen Weinändler von mäßiger Intelligenz halten können. Aber dieser Eindruck trog. Hauptmann Rösler war ein ebenso intelligenter wie organisatorisch talentierter und jederzeit beherrschter Mensch. Das Jurastudium hatte er mit Auszeichnung absolviert, und der Institutsdirektor hatte sich seinerzeit viel Mühe gegeben, den erfolgreichen Absolventen als Assistenten zu gewinnen. Doch Rösler hatte abgelehnt. Er wollte in die Praxis zurück, aus der er gekommen war. Inzwischen hatte man ihm mehrfach eine verantwortliche Tätigkeit in der Bezirksbehörde und kürzlich sogar im Ministerium angeboten. Doch er hatte sich immer wieder für das VPKA entschieden, in dem er schon als Streifenwachtmeister seinen Dienst versehen hatte.

„Na, ihr beiden! Wohl festgefahren?“ fragte er burschikos.

„Ach wo, im Gegenteil“, erwiderte Steinke. „Wir haben auf einmal so viele Verdächtige, daß wir nicht wissen, wo zuerst anfangen!“

„Kenn' ich!“ Rösler nickte mitfühlend. „Ich bringe euch auch noch einen. Aber vielleicht habt ihr ihn schon im Spurenband.“

„Wer ist es denn?“ wollte Leutnant Klinker wissen.

„Ein gewisser Gerhard Kunze. Vierundzwanzig Jahre alt, wohnhaft in der Robert-Schumann-Straße elf. Kunze hat seit kurzem eine verbundene Hand. Angeblich wurde er von einem Hund gebissen, und zwar an dem Tag, an dem das Mädchen in der Hainstraße überfallen wurde. Der zuständige ABV hat den Hinweis durchgegeben.“

Steinke war zum Stadtplan getreten, der an der Wand hing und auf dem mit roten Kartennadeln die Tatorte der Überfälle markiert waren. „Die Schumannstraße liegt genau in der Mitte der vier Tatorte, im Süden. Es ist nur eine ganz kurze Straße, höchstens dreißig Häuser“, sagte er.

„Liegt eine Personenbeschreibung von Kunze vor?“ fragte Ruth Klinker.

„Sogar eine Fotografie“, erwiderte Hauptmann Rösler. „Allerdings ist sie mehrere Jahre alt. Das Bild stammt noch von seinem PA-Antrag. Ich habe es angefordert. Der ABV teilte außerdem noch mit, daß Kunze zirka ein Meter fünfundsiebzig groß und sehr schlank sei. Er ist verheiratet. Seine Frau arbeitet als Telefonistin im Postamt Nord. Ihre Personalien haben wir. Sein Strafregister ist auch recht interessant: Kunze liegt wegen räuberischer Erpressung, Diebstahls und versuchter Notzucht ein! Ich habe angewiesen, daß die alten Akten gezogen und Ihnen zugestellt werden.“

„Eine ganze Menge für einen Vierundzwanzigjährigen“, sagte Steinke.

„Wann werden wir die Akten hier haben, Genosse Hauptmann?“ fragte Ruth Klinker.

„Heute noch“, erwiderte Rösler. „Aber“, er kniff das rechte Auge zu und lächelte sarkastisch, „versteifen Sie sich jetzt bloß nicht nur auf Kunze. Verfolgen Sie alle Spuren, die Sie haben. Wahrscheinlich bekommen wir im Laufe der nächsten Tage noch mehrere Hinweise. Ich habe

den S-Leiter gebeten, die Abschnittsbevollmächtigten noch mal ausdrücklich auf unseren Brennpunkt hinzuweisen. Diese Meldung hier ist die erste Reaktion.“

„Wir glauben, daß es sich um zwei verschiedene Täter handelt“, sagte Leutnant Klinker und informierte den Hauptmann über Sigrid Baumerts Aussage.

Rösler hörte ihr interessiert zu. Als sie geendet hatte, sagte er langsam: „Ein Mann mit so charakteristischen Kennzeichen dürfte nicht schwer zu finden sein. Stellen Sie mir eine kurze Beschreibung des Täters zusammen, und kümmern Sie sich erst einmal um die anderen Hinweise, ich lasse inzwischen nach dem Täter im Fall Baumert fahnden.“

Ted trainierte am Expander. Weil er den rechten Arm dazu nicht nehmen konnte, zog er die Federn zwischen dem linken Fuß und der linken Faust in die Höhe. Vierzig Kilo, ganz beachtlich. Die Muskelmäuse, die unter seiner Haut hin und her flitzten, waren auch nicht ohne. Die Kriminalistin sah es sofort. Und sie sah auch die dick bandagierte, weit abgespreizte Hand.

„Möchtest du dir nicht etwas überziehen, Eduard? So kann man doch eine Dame nicht empfangen!“ sagte Frau Krämer pikiert, als sie ihren Sohn nur mit einer knappsitzenden Badehose bekleidet im Zimmer vorfand.

Ted war selbst überrascht. Das Klingeln an der Wohnungstür hatte er nicht gehört. Er schielte zu der jungen Frau hin und verzog den Mund. „Warum?“ fragte er herausfordernd. „Ich habe keine Dame eingeladen.“

„Da hat er recht“, sagte Ruth Klinker gleichmütig.

Frau Krämer war die Sache maßlos peinlich. Sie war heilfroh, daß ihr Mann nicht zu Hause war.

Die Kriminalistin dagegen schien Teds Rüpeleien nicht tragisch zu nehmen. „Wenn es Ihnen nicht paßt, bitte

schön, dann sind Sie eben in einer halben Stunde auf dem VPKA, Zimmer dreihundertvierzehn. Aber Sie müssen pünktlich kommen, sonst gibt es Ärger!“

„Was soll ich denn bei der Polizei?“ fragte Ted mürrisch.

„Das besprechen wir nachher.“

„Geht es nicht gleich?“

„Wollen Sie etwa in diesem Aufzug mit mir sprechen?“

Ted grinste überheblich. In meinen vier Wänden bin ich König, wie ich mich da kleide und Besuch empfange, ist einzig und allein meine Sache, schien sein Blick zu sagen. „Sie werden doch schon einmal einen Mann in Badehosen gesehen haben, wenn nicht, dann wird es Zeit, das nachzuholen.“

Ruth Klinker spürte ein eigenartiges Kribbeln in den Fingerspitzen, und unwillkürlich ballte sie die Hände. Sie holte tief Luft, so daß Frau Krämer, die bis unter die Lippen blaß geworden war, schon annahm, sie würde gleich losbrüllen. Aber sie sagte nur eiskalt: „Eben, Eduard, einen Mann, keinen Halbwüchsigen! Und zum Mann fehlt Ihnen noch allerhand, vor allem die Reife.“ Sie wandte sich ab, trat achselzuckend in den Korridor und verabschiedete sich höflich von Frau Krämer.

„Bitte nehmen Sie ihm das nicht übel, er ist doch noch ein dummer Junge und weiß nicht, was er tut.“

„Sorgen Sie dafür, daß er um elf Uhr im VPKA, Zimmer dreihundertvierzehn ist. Über alles Weitere sprechen wir später.“

Als Ted halb zwölf noch immer nicht da war, rief Ruth Klinker die Staatsanwaltschaft an.

„Laß ihn vorführen, Ruth! Wir werden ihm schon zeigen, was eine Harke ist“, ordnete die Jugendstaatsanwältin an.

Fünfundvierzig Minuten später klopfte es an Leutnant Klinkers Tür. Ted, den Kopf trotzig in den Nacken ge-

worfen, trat, von zwei Wachtmeistern begleitet, ins Zimmer.

Die Kriminalistin winkte ab, als VP-Meister Perch in strammer Haltung Meldung erstatten wollte. „Was haben Sie denn da im Gesicht?“ fragte sie den Wachtmeister.

Perch hatte drei blutige Kratzer auf der linken Wange, die offensichtlich ganz frisch waren.

„Das Früchtchen wollte Widerstand leisten. Er kommt sich wohl ein bißchen sehr großartig vor. Ich gebe Ihnen darüber noch eine schriftliche Meldung, Genossin Leutnant“, erwiderte Meister Perch.

„Ja, tun Sie das. Sie können dann gehen. Und vielen Dank.“ Ruth Klinker wandte sich Ted zu. „Hier, nehmen Sie Platz, Herr Krämer!“

Ted hatte Perchs Worte mit einem aufsässigen Grinsen begleitet, jetzt ignorierte er die Aufforderung, sich zu setzen. Ruth Klinker sah, wie dem ergrauten Meister das Blut in die Wangen schoß. Daher sagte sie schnell: „Lassen Sie ihn ruhig stehen, Genosse Meister. Er ist ja ein starker Mann und wird es die paar Stunden schon aushalten.“

Perch lächelte, nahm die Hacken zusammen und meldete sich ab. Von der Tür aus warf er noch einen besorgten Blick auf die Kriminalistin und sagte mit einer Stimme, in der der Groll einer ganzen Polizeidivision mitschwang: „Genossin Leutnant, unsere Besatzung hat Pause; wenn Sie uns brauchen, rufen Sie nur, wir werden ihm schon Manieren beibringen!“ Dann klappte die Tür.

Ruth Klinker hatte sich ihren Papieren zugewandt und beachtete Ted gar nicht, der zwei Meter vor ihrem Schreibtisch stand und sich immer noch sehr großartig vorkam. Doch der Gleichmut, den er zur Schau stellte, war nur Fassade. In Wirklichkeit war er unsicher, weil er nicht wußte, was diese Kriminalistin von ihm wollte.

Gleichzeitig ärgerte er sich, weil sie ihn nicht beachtete und von seinem lässigen Gehabe keine Notiz nahm. Schließlich räusperte er sich.

Beim Hantieren fiel Ruth Klinker plötzlich ein Blatt Papier hinunter und landete direkt vor Teds Füßen. „Ach, seien Sie doch so nett, und heben Sie es auf, Ted“, sagte sie freundlich.

Ted zögerte eine Sekunde, dann bückte er sich und reichte es ihr unbeholfen.

„Was ist denn mit Ihrer Hand los?“ fragte sie nebenhin. Ted sah auf den dicken Verband an seiner Rechten und druckste herum. „Ich hatte einen Unfall“, maulte er endlich.

„Arbeitsunfall?“ Leutnant Klinkers Stimme klang uninteressiert.

„So ungefähr“, erwiderte Ted. „Mir ist eine Klamotte draufgefallen.“

„Ach ja, Sie sind ja Bauarbeiter.“

Ted wand sich verlegen. „Auf dem Bau ist's nicht gerade passiert, mehr privat.“

„Bei Schwarzarbeit?“

Ted nickte erleichtert. „Ja, aber das habe ich keinem im Betrieb gesagt.“

„Kann ich mir vorstellen. Die hätten ja wissen wollen, wer Sie gebissen hat, stimmt's?“

Ted zuckte zusammen und sah Leutnant Klinker entgeistert an. Es dauerte eine ganze Weile, bis er sich gefaßt hatte. Dann zog wieder Trotz in seine Miene. Er schwieg. „Ich hätte auch gern gewußt, wer Sie gebissen und gekratzt hat, Ted!“ sagte die Kriminalistin ruhig.

Teds Wangenmuskeln arbeiteten, und Ruth Klinker bemerkte, daß er sie abschätzend musterte.

„Es hat keinen Zweck zu lügen! Wir erfahren doch die Wahrheit! Es ist schon am besten, wenn Sie es selbst

sagen! Sie können natürlich auch schweigen, aber das wird Ihre Lage nicht gerade verbessern.“

„Was wollen Sie von mir?“ fragte Ted bockig. „Ich habe nichts verbrochen, da können Sie alle fragen!“

„Uns genügt die Antwort derjenigen Person, die Sie gebissen hat! Und der Grund, weshalb sie das tat!“ erwiderte Leutnant Klinker kühl.

„Keine Person, eine Katze war's“, sagte Ted.

„So, eine Katze?“ Die Frage klang spöttisch. „Etwas Dümmeres konnte Ihnen wohl nicht einfallen? Wie hieß denn die Katze? Vielleicht Petra?“

„Nein. Damit habe ich nichts zu tun!“ Ted hob abwehrend die Hände und sagte empört: „So was habe ich gar nicht nötig! Ich brauche keine zu zwingen, da brauchen Sie bloß die anderen zu fragen!“

Ruth Klinker lächelte sarkastisch. „Ich weiß, was man sich über Sie erzählt, Sex-Ted! Aber ich halte das für Angeberei! Sind Sie wirklich so fest von Ihrer Unwiderstehlichkeit überzeugt? Bei Ihren schlechten Manieren? Welches anständige Mädchen sollte wohl auf so etwas Primitives hereinfallen? Nein, nein, das können Sie *mir* nicht weismachen. ‚Sex-Ted‘! Schon dieser Spitzname!“

„Was kann ich denn dafür, wenn man mich so nennt?“ verteidigte er sich.

„Viel, sehr viel! Wenn Sie nicht so schrecklich prahlen würden, käme keiner auf den Einfall, Sie so zu nennen!“ Und dann prasselten die Vorwürfe nur so auf Ted nieder. Ruth Klinker hatte nicht umsonst ihre Tochter interviewt. Was sie Ted über seine Prahlereien vorhielt, war nicht aus der Luft gegriffen. Sie konnte alles mit Namen und Hausnummer belegen. Ted wurde immer kleinlaut, und zum Schluß wagte er kaum noch, sie anzusehen. Er klammerte sich an den Stuhl, der vor ihm stand, und wünschte sich weit weg. Ted war allerlei

Strafpredigten von seinem Vater gewohnt. Hier war es jedoch etwas anderes. Daß es ausgerechnet eine Frau sein mußte, die ihm so zusetzte, gefiel ihm gar nicht. Nicht, daß ihn ihre Worte besonders tief rührten oder gar umkrempelten — obwohl er sich eingestand, daß sie in vielem recht hatte —, nein, Ted kam sich plötzlich hilflos und albern vor. Schließlich war er ja volljährig, aber wenn man diese Kriminalistin reden hörte, konnte man meinen, daß er ein dummer Junge sei. Am liebsten wäre er einfach weggelaufen. Zu Hause hätte er das längst getan, doch hier traute er sich nicht. Das Blut stieg ihm bis zu den Haarspitzen, und zum erstenmal in seinem Leben schämte Ted sich so sehr, daß ihm beinahe übel wurde.

Ruth Klinker hatte ihn genau beobachtet und seine Reaktionen registriert. Als sie sah, wie er den Kopf immer tiefer senkte, hielt sie mit ihren Vorwürfen inne und sagte: „Warum stehen Sie noch? Setzen Sie sich!“

Ted gehorchte widerspruchslos. „Danke“, murmelte er. „So, und jetzt heraus mit der Sprache, was haben Sie mit Ihrer Hand gemacht?“

„Es war wirklich eine Katze“, versicherte Ted verlegen. „Ich wollte sie fangen, da hat sie mich gebissen.“

Die Kriminalistin glaubte ihm noch immer nicht.

Da entschloß sich Ted, ausführlicher zu erzählen. Er schilderte die Geschichte so zerknirscht, daß Ruth Klinker sich das Lachen kaum verkneifen konnte. Ted hatte wieder einmal angegeben, um einem Mädchen zu imponieren! Uschi Kröpke war es gewesen, aus der er sich angeblich nichts machte, wie er seinen Freunden immer wieder versicherte. Er hatte Uschi beobachtet, als sie eine Katze lockte. Die Katze wollte aber nicht näher als auf drei Schritte herankommen und wich jedesmal aus, wenn Uschi die Hand ausstreckte. Ted hatte ihre Bemühungen

eine Weile zugesehen und dann gefragt, was Uschi mit der Katze wollte. Uschi wollte sie nur streicheln. Das war alles. „Wenn's weiter nichts ist“, hatte Ted gesagt, „das kannst du haben!“ Dann bemühte er sich, die Katze zu fangen. Sie ließ ihn jedoch nicht an sich heran. Schließlich verlor er die Geduld und warf einen Stock nach ihr. Das verängstigte Tier kletterte auf einen Baum, und Ted, der glaubte, sie jetzt sicher zu haben, kletterte hinterher. „Als ich ganz dicht dran war und sie greifen wollte, da hat sie mich eben gebissen und gekratzt, das Luder“, sagte er kleinlaut. „Wenn Sie mir nicht glauben, können Sie ja Uschi fragen.“

„Wo waren Sie gestern abend, Ted?“

„Ab neun war ich zu Hause; vorher haben wir an der Grohmannstraße gestanden und gequatscht. Ich bin mit Uschi zusammen nach Hause gegangen, die wohnt im Nebenhaus. Aber um neun war ich oben.“ Ted war in diesem Augenblick zahm wie ein Hauskaninchen.

Ruth Klinker blieb kühl und zurückhaltend. Sie stellte ihm die Fragen mit unbeteiligter Sachlichkeit, registrierte ebenso seine Antworten und erwähnte mit keiner Silbe sein vorheriges rüpelhaftes Benehmen.

Gute zwei Stunden später beendete sie die Vernehmung mit den Worten: „Dann können wir vorerst Schluß machen. Haben Sie mir sonst noch etwas mitzuteilen? Ich werde Ihre Aussagen nachprüfen, und wenn Sie mich angeschwandelt haben, sehen wir uns sehr bald wieder.“

„Das können Sie ruhig nachprüfen, ich habe die Wahrheit gesagt, Frau Klinker!“ erwiderte Ted erleichtert. Dann druckte er herum, setzte nochmals zum Sprechen an, erhob sich und faßte sich schließlich ein Herz. „Wenn's geht, sagen Sie es meinen Eltern nicht, wie das mit dem Unfall war. Besonders Vater braucht es nicht zu wissen.“

„Warum, Ted?“

„Der ist so komisch.“ Eine andere Erklärung wollte er nicht geben, sosehr Ruth Klinker auch in ihn drang. Sie sagte weder ja noch nein zu seiner Bitte, und Ted zog wenig glücklich ab.

Der erste, dem Ted begegnete, war Jürgen Pomichel, der in der Nähe des Volkspolizei-Kreisamtes herumlungerte. Jürgen hatte beobachtet, wie Ted vom Funkstreifenwagen abgeholt wurde, und war daraufhin zum VPKA geschlendert. Als er Ted sah, kam er sofort auf ihn zu.

„Na, hast du es ihnen gezeigt?“ fragte er neugierig.

„Wem?“ Ted war mürrisch. Es wäre ihm lieber gewesen, Pomichel hätte nicht auf ihn gewartet.

„Den Bullen!“

„Klar. Wär' ich sonst hier?“

„Is'n gewesen?“ wollte Pomichel wissen.

„Nichts weiter. Die suchen diesen Mädchenkiller und haben mich gefragt, ob ich was wüßte. Das war alles.“

„Die Bullen waren aber ziemlich ruppig zu dir!“ sagte Pomichel skeptisch. „Ich hab' gesehen, wie sie dich abgeholt haben.“

„Quatsch! Die sind immer so!“ antwortet Ted. Dieser Pomichel mit seinen albernem Fragen hatte ihm gerade noch gefehlt.

Sie gingen schweigend nebeneinanderher. Pomichel sah Ted aus den Augenwinkeln an. Er war neugierig. Zu gern hätte er gewußt, warum Ted so lange im VPKA war. Bloß um jemandem eine Frage zu stellen, dazu holen die einen doch nicht gleich mit dem Funkwagen. Das dauert auch keine zwei Stunden, sinnierte er.

Ted brach schließlich selbst das Schweigen. „Die haben noch nicht die geringste Spur, verstehst du“, sagte er.

Pomichel verzog sein breitflächiges Jungengesicht zu einem schadenfrohen Grinsen. „Kein Wunder“, sagte er wegwerfend, „die kriegen ihn auch nicht, da kannst du sicher sein. Was glauben die denn, was das für einer ist?“

Teds Mitteilungsbedürfnis war jedoch schon wieder erschöpft. Mißmutig brummte er, daß ihm das egal sei und er überhaupt nicht mehr an die Sache denken wolle.

Jürgen Pomichel war enttäuscht, ließ sich aber nichts anmerken. Lässig, wie heute seine ganze Haltung war, warf er hin: „Das muß schon ein Älterer sein. Aber hast du recht: Schwamm drüber!“

Das paßte Ted auch wieder nicht. Er blieb stehen, sah Pomichel spöttisch an und erwiderte: „Guck mal einer an, Mister Meisterdetektiv. Ein Älterer! Quatsch mit Soße, sage ich dir. Ein junger Dachs ist das! Aber ganz bestimmt! Natürlich nicht so eine halbe Portion wie du!“ Jürgen Pomichel war gekränkt. „Du hast 'ne Meise! Ich eine halbe Portion? Was weißt du denn von mir!“ Sprach's, drehte sich auf den Hacken um und ließ den verblüfften Ted einfach stehen.

„Ach was“, sagte Ted zu sich selbst, „laß ihn laufen. Der kommt wieder zu sich.“ Damit war für ihn der Fall erledigt.

„Kann man denn nicht mal ausschlafen?“ polterte die Männerstimme hinter der Tür und veranlaßte Steinke, auf die Uhr zu sehen. Elf Uhr vormittags, und der hat noch nicht ausgeschlafen, dachte der Leutnant flüchtig. Dann ging die Tür auch schon auf.

„Herr Kunze? Wenn ich nicht irre“, fragte Steinke.

„Ja, und?“ erwiderte dieser grob.

„Leutnant Steinke, Kriminalpolizei. Ich hätte Sie gern gesprochen.“

„Was ist los?“

„Ich glaube, das erörtern wir lieber drinnen“, sagte Steinke höflich.

Kunze bequeme sich endlich, ihn vorbeizulassen. „Ich wüßte nicht, was ich mit der Kripo zu tun hätte“, sagte er aufgebracht.

„Nur ein paar Fragen.“ Der Leutnant versuchte, ihn zu besänftigen, und es gelang ihm schließlich auch.

„Wenn es weiter nichts ist. Bitte fragen Sie. Und entschuldigen Sie meine Schroffheit, aber ich habe die letzte Nacht kaum geschlafen, deshalb war ich so wütend vorhin, als Sie mich weckten.“

„Ihre Frau ist nicht zu Hause?“ fragte Steinke, während er die angeschmuddelten Tapeten musterte.

„Nein. Sie arbeitet Schicht.“

Sie nahmen Platz und plauderten über alles mögliche, bis Kunze schließlich ungeduldig fragte: „Also, was wollen Sie wissen, Herr Leutnant?“

„Zuerst einmal, wo Sie am Mittwoch vergangener Woche abends zwischen acht und neun Uhr waren.“

„Im Kino“, erwiderte Kunze wie aus der Pistole geschossen.

„Das wissen Sie so auf Anhieb? Alle Achtung!“

Kunze sah ihn mißtrauisch an und fragte: „Wieso wollen Sie das überhaupt wissen?“

„Eine reine Routineermittlung“, antwortete Steinke leichthin.

Kunzes Mißtrauen war damit nicht beseitigt. Dennoch erläuterte er: „Das weiß ich deshalb so genau, weil ich an dem Tag meine Frau zur Schicht gebracht habe und hinterher noch bei meiner Mutter in der Steinstraße war. Von da bin ich dann ins Kino gegangen.“

„Können Sie sich erinnern, wer neben Ihnen gesessen hat?“

„Rechts saß ein älterer Herr und links von mir eine alte Frau. Wieso ist das wichtig? Ich habe noch die Kinokarte, falls Sie mir nicht glauben. Der Film fing um acht an und dauerte so bis gegen zehn.“

„Wie kommen Sie darauf, daß ich Ihnen nicht glaube, Herr Kunze? Ich sagte Ihnen ja, daß es sich um eine reine Routinesache handelt.“ Steinke hielt es für ratsam, vorerst nicht nach Kunzes Verletzung zu fragen. Statt dessen brachte er das Gespräch auf familiäre Dinge.

Kunze ging bereitwillig darauf ein; er erzählte von seiner Frau, die als Telefonistin bei der Post angestellt sei, und kam schließlich von ganz allein auf seine Hand zu sprechen. „Mich hat ein Hund gebissen. Das war übrigens an diesem Mittwoch.“

„Ein Hund? Das ist doch nicht gerade ungefährlich. Haben Sie wenigstens einen Arzt aufgesucht?“

Kunze winkte verächtlich ab. „Es war doch nur ein Dackel, so ein kleiner Giftzwerg. Ich habe die Wunde in Seifenlauge gebadet und Jod draufgemacht. Jetzt ist sie bald wieder verheilt.“

Ein paar Stunden später breitete Leutnant Ruth Klinker vor Petra Drölling einige Fotos aus. „Sehen Sie sich die einmal an, Petra. Kennen Sie einen der Männer?“

Petra betrachtete jedes einzelne Bild. Plötzlich rief sie aufgeregt: „Das ist ja der Mann aus dem Kino!“

Auf dem Bild, das Petra bezeichnete, war Gerhard Kunze abgebildet. Ruth schob die Bilder zusammen und verwahrte sie in ihrer Handtasche. „Es kann sein, daß wir Ihnen den Mann gegenüberstellen müssen. Sind Sie sicher, daß er es ist, der Sie im Kino belästigt hat?“

„Völlig sicher!“

Ruth Klinker wollte wissen, ob Kunze, als er neben Petra im Kino saß, eine verbundene Hand hatte.

„Nein. Ich habe keinen Verband gesehen.“

Auch Sigrid Baumert sah sich die Fotografien aufmerksam an, schüttelte jedoch nachdrücklich den Kopf. „Davon ist es keiner gewesen. Der Kerl, der mich überfallen hat, war viel jünger als die Männer, die hier abgebildet sind.“

Ruth Klinker war über diese Behauptung nicht enttäuscht. Wenn ihre Vermutung zutraf, konnte Kunze gar nicht der Täter im Fall Baumert sein. Sie verabschiedete sich und fuhr zur Dienststelle, wo sie von ihrem Kollegen schon ungeduldig erwartet wurde.

Kunzes Frau bestätigt im wesentlichen die Angaben ihres Mannes“, sagte er sofort, als Leutnant Klinker eintrat.

„Und seine Mutter?“

„Auch. Kunze war tatsächlich bei ihr, und bevor er sich verabschiedete, hat er ihr gesagt, daß er anschließend ins Kino gehen will. Seine Hand war zu diesem Zeitpunkt noch unverletzt. Inzwischen habe ich auch der Kassiererin und der Platzanweiserin Kunzes Bild vorgelegt. Die letztere will sich jetzt erinnern, Kunze im Kino gesehen zu haben. Ob es allerdings am Mittwoch vergangener Woche war, weiß sie nicht mehr.“

Die Kriminalistin teilte Steinke das Ergebnis ihrer Ermittlungen mit und schloß: „Daß Kunze der Mann ist, der neben Petra im Kino saß, dürfte demnach feststehen. Aber ist er auch der Mann, der sie überfallen hat?“

„Wenn Kunze der Täter war, mußte er unmittelbar nach Petra Drölling das Kino verlassen haben. Denn nach deinem Zeittest brauchte das Mädchen nur achtzehn Minuten und siebenundzwanzig Sekunden zum Tatort“, sagte Steinke.

„Ja. Aber bei einer schnelleren Gangart ist der Weg gut und gern in der halben Zeit zu schaffen.“

„Sicher, aber dazu hätte er wissen müssen, wohin das Mädchen geht. Petra hat es ihm nicht gesagt“, gab der Leutnant zu bedenken.

Etwa zur gleichen Zeit, da Ruth Klinker und Steinke ihren Fall diskutierten, stritt sich ein paar Kilometer weiter das Ehepaar Kunze. Die Ursache dafür waren zwei lange, blonde Haare, die Frau Kunze am Jackett ihres Mannes entdeckt hatte. „Fängst du schon wieder damit an? Du ...“

Frau Kunze hielt ihrem Mann die Haare vors Gesicht und ließ dabei eine Schimpfkanonade vom Stapel, die alles andere als jugendfrei war.

Gerhard Kunze winkte mürrisch ab. „Laß mich mit deiner albernen Eifersucht in Ruhe. Was weiß ich, wie die Haare auf mein Jackett gekommen sind!“

„Das weißt du ganz genau! Daß du dich nicht schämst!“ Ihre Stimme wurde immer schriller, überschlug sich und erstickte schließlich in verhaltenem Schluchzen. „Das ist nun der Dank dafür, daß ich all die Jahre bei dir ausgehalten habe.“

Kunze schien von diesem Aushalten nichts Gutes zu denken. Er schwieg zwar, doch das höhnische Grinsen, mit dem er die Worte seiner Frau quittierte, war Antwort genug.

„Immer habe ich zu dir gehalten, sogar während du im Gefängnis warst.“

„Hör auf damit!“ unterbrach er sie barsch. „Du wirst schon deine Gründe dafür haben. Guck doch mal in den Spiegel!“

Frau Kunze weinte noch hemmungsloser. Sie war Mitte Dreißig und damit ein Jahrzehnt älter als ihr Mann. Von der Anziehungskraft, die sie einst auf Männer ausgeübt haben mochte, war kaum noch etwas übriggeblie-

ben. Sie wußte es ebensogut wie er. „Was hast du davon, wenn du dich mit den jungen Dingen einläßt?“

Kunze antwortete ihr so grob und unflätig, daß sie sich, obwohl sie seinen ordinären Zynismus zur Genüge kannte, angewidert abwandte. Krampfhaft suchte sie nach einer Entgegnung, aber es war zwecklos. Sie kam nicht an gegen ihn und nahm in ihrer Hilflosigkeit zu neuen Schimpfworten Zuflucht.

Kunze versuchte mehrmals, sie zu unterbrechen, schaffte es jedoch nicht. Da kroch kalte Wut in ihm hoch, er packte sie plötzlich am Hals und schüttelte sie. Die Frau lief rot an im Gesicht und rang mühsam nach Luft.

„Ich drück' dir die Luft ab, du Kanaille, wenn du nicht endlich dein Schandmaul hältst“, keuchte er wütend und stieß sie mit aller Gewalt gegen den Schrank.

Sie torkelte und stieß mit der Stirn gegen die Kante. Blut rieselte ihr über das Gesicht. Sie war ganz benommen und tastete sich nach einem Stuhl. Dumpf vor sich hin brütend und weder auf die Zeit noch auf ihre Umgebung achtend, verharrte sie dort noch, als ihr Mann längst das Zimmer verlassen hatte.

Ein Entschluß reifte in ihr heran. Sie wollte diese Schikanen nicht länger ertragen, mochte kommen, was da wolle. Am nächsten Morgen ging Frau Kunze zwei Stunden früher als üblich aus dem Haus, ohne sich von ihrem Mann, der noch schlief, zu verabschieden. Sie ging zum Volkspolizei-Kreisamt. „Ich möchte Leutnant Steinke sprechen“, verlangte sie.

„Leutnant Steinke ist außer Haus, aber Genossin Klinker ist da“, sagte der Wachtmeister aus der Hauswache. So kam Frau Kunze zu Ruth Klinker.

„Ich möchte ein Geständnis ablegen“, eröffnete sie das Gespräch sofort. „Ich habe den Herrn Leutnant gestern angelogen, aber jetzt will ich die Wahrheit sagen.“

Überstürzt, als wollte sie es möglichst schnell hinter sich bringen, berichtete sie, daß ihr Mann sie am Mittwoch der vergangenen Woche nicht begleitet hätte, sondern zu einem Bekannten gefahren sei, dem er bei Maurerarbeiten helfen wollte. Die Aussage gegenüber Leutnant Steinke habe sie nur gemacht, weil ihr Mann sie darum gebeten hätte. Gleich nachdem der Leutnant bei ihm gewesen sei, habe er sie angerufen.

„Hat er Ihnen auch gesagt, warum Sie falsch aussagen sollen?“ fragte Ruth.

„Ja. Wegen des Unfalls!“

„Ach! Wegen der Hand?“

„Ja. Gerhard hat am Donnerstag in seinem Betrieb angerufen und gesagt, daß er einen Unfall gehabt hätte; in Wirklichkeit hat ihn Gregors Dackel gebissen.“

Ruth Klinker bemühte sich, die Zusammenhänge zu erfassen. Was Frau Kunze sagte, klang verworren und widersinnig.

„Das ist so“, erklärte diese, „Gerhard hatte sich im Betrieb freigenommen, weil er angeblich zum Arzt gehen wollte. In Wirklichkeit ist er aber zu Gregors gegangen. Herr Gregor will seine Garage anbauen, und Gerhard sollte ihm dabei helfen. Wenn der Betrieb das gemerkt hätte, wären ihm doch die Stunden vom Lohn abgezogen worden.“

„Gregors haben einen Dackel?“ fragte Ruth.

„Ja. Gerhard hat ihn geärgert, und da hat er ihn in den Mittelfinger gebissen.“

„Wo wohnt die Familie Gregor?“

„In der Johannstraße, gleich neben dem Theater.“

Die Johannstraße lag im Süden, eine gute Stunde Fußweg von der Hainstraße entfernt.

„Sind Sie wirklich sicher, daß Ihr Mann bei Gregors war?“ fragte Ruth Klinker eindringlich.

„Ganz sicher. Ich habe doch selbst dort angerufen und mit meinem Mann gesprochen. Ich hatte vergessen, ihm zu sagen, daß ich erst später nach Hause komme.“

„Ihr Mann hat uns erzählt, er sei bei seiner Mutter in der Steinstraße gewesen.“

Frau Kunze war verwundert. Davon wußte sie nichts. Ihr Mann hatte ihr nur gesagt, daß er bei Gregors gewesen sei.

„Wann ist er denn zur Familie Gregor gegangen?“

„Ich habe das Haus um halb zwei verlassen, Gerhard hatte sich ungefähr fünf Minuten vorher von mir verabschiedet. Angerufen habe ich so gegen drei Uhr, da war er noch dort. Frau Gregor hat ihn an den Apparat geholt.“

„Frau Kunze, können Sie sich erinnern, wann Ihr Mann an diesem Tag nach Hause gekommen ist?“

„Das weiß ich nicht, Frau Leutnant. Ich hatte bis dreiundzwanzig Uhr Schicht und war etwa eine halbe Stunde später daheim. Um diese Zeit lag Gerhard schon im Bett und schlief.“

Den verletzten Finger ihres Mannes hatte Frau Kunze erst am nächsten Tag bemerkt.

Ruth Klinker betrachtete nachdenklich die Zeugin. Es kommt öfter vor, daß Frauen aus einer Verstimmung heraus ihren Mann belasten. Nicht immer sind solche vom Haß getrüben Aussagen wertvoll, manchmal stören sie die Untersuchung sogar, statt sie voranzubringen. Die Kriminalistin versuchte, sich ein Bild davon zu machen, was in der Frau vorging, was sie veranlaßt hatte, ihre Aussage zu ändern.

Frau Kunze schien das zu spüren. Ein Lächeln verschönte für einen Augenblick ihr Gesicht, und traurig sagte sie: „Ich weiß nicht, weshalb Sie das Alibi meines Mannes überprüfen. Ihr Kollege sprach von einer Rou-

tineermittlung. Aber was es auch ist: Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt!“

Ruth Klinker hatte eine solide kriminalistische Ausbildung genossen und wußte, daß der Kriminalist bei der Untersuchung eines Verbrechens nichts auf seine Gefühle geben darf. Als Frau fiel ihr das besonders schwer. Manchmal konnte sie einfach nicht anders, als ihnen nachgeben. Und diesmal sagte ihr ein Gefühl, daß Frau Kunze, aus welchem Grund auch immer, die Wahrheit sprach. „Ich glaube Ihnen, Frau Kunze. Würden Sie mir ebenso ehrlich die Frage beantworten, ob Sie Ihrem Mann ein Gewaltverbrechen zutrauen? Einen Überfall auf eine Frau vielleicht?“ Sie blickte Frau Kunze offen an. Kann sein, daß ich einen Fehler mache, dachte sie dabei. Wenn sie einigermaßen logisch überlegt, muß sie merken, daß wir ihren Mann ganz konkret verdächtigen. Frau Kunze senkte den Kopf und sagte leise: „Er hat es doch schon einmal getan. Ich weiß nicht...“ Dann hob sie ruckartig den Kopf, blickte Ruth fest in die Augen. „Er kann sehr brutal und gemein sein.“

Eigentlich sollte Leutnant Steinke zu den Gregors gehen, aber dann ging Ruth Klinker doch selbst hin. Die Familie Gregor wohnte in einem zweistöckigen Altbau, der durch einen schmalen Garten vom Gehsteig getrennt war und in dem zwei kümmerliche Kiefern standen. In diesem Gärtchen, dicht neben dem Zaun, lag ein saufarbener Rauhaardackel und döste vor sich hin. Als die Kriminalistin am Zaun stehenblieb, um ihn zu betrachten, erhob er sich und riß gähnend den Fang auf. Er schnupperte in Ruth Klinkers Richtung, blieb aber unbeeindruckt und kratzte sich ausgiebig, bevor er sich wieder zusammenrollte. Bissig sieht er nicht aus, dachte Ruth Klinker und betrat das Haus.

Herr Gregor war selbst zu Hause.

„Unser Waldi soll Herrn Kunze gebissen haben?“ fragte er erstaunt. „Das ist völlig ausgeschlossen! Waldi kennt Herrn Kunze schon lange und würde ihn nie beißen! Außerdem war meine Tochter Bärbel den ganzen Nachmittag mit dem Hund unterwegs. Das Mädel kam erst zurück, als Kunze schon weg war.“ Kunze, so berichtete Herr Gregor weiter, sei gegen halb zwei Uhr nachmittags gekommen, um beim Bau der Garage zu helfen. Er hätte den Mörtel angerichtet und ihm, Gregor, die Steine gereicht. Wenige Minuten nach fünf Uhr sei er schon wieder gegangen. Er hätte noch zu seiner Mutter in die Steinstraße gewollt.

Die Kriminalistin kehrte erst gar nicht zur Dienststelle zurück. Von der nächsten Telefonzelle aus rief sie Hauptmann Rösler an und teilte ihm den Stand der Dinge mit.

Der Hauptmann wies an: „Warten Sie im Theatercafé, Genossin Klinker. Leutnant Steinke ist gerade zurückgekommen. Er wird in spätestens einer halben Stunde bei Ihnen sein.“

Als die beiden Kriminalisten eine dreiviertel Stunde später bei Kunze auftauchten, wußte dieser sofort, was die Glocke geschlagen hatte. Er versuchte zwar noch, die Tür zuzuschlagen und aus dem Küchenfenster zu entweichen, aber Steinke war schneller als er. Blitzschnell blockierte er die Tür mit dem Fuß, rannte Kunze hinterher und riß ihn zurück. Als Ruth Klinker in die Küche kam, saß Kunze mit gesenktem Kopf auf einem Hocker und brütete vor sich hin.

„Ich denke, wir fahren erst einmal zum Gerichtsmediziner mit ihm, damit die Bißverletzung an seiner Hand begutachtet wird“, sagte Steinke.

Ted hatte den jungen Mann, der gute hundert Meter vor ihm ging, zuerst gar nicht gesehen. Er war sich nicht schlüssig, was er mit dem angebrochenen Abend anfangen sollte, und schlenderte müßig dahin. Erst als der Bursche vor ihm plötzlich stehenblieb und sich hinter einem Baum verbarg, war er aufmerksam geworden. Der Mann kam ihm irgendwie bekannt vor, doch noch ehe er sich darüber Rechenschaft geben konnte, sah er auch das Mädchen. Ihr Alter war auf diese Entfernung schwer zu schätzen. Aber sie war noch sehr jung. Sie hatte langes, blondes Haar und trug ein gewagt kurzes Röckchen. Es gab keinen Zweifel, der Bursche verfolgte dieses Mädchen. Die Langeweile, die Ted eben noch geplagt hatte, war wie weggeblasen. Mann, wenn das der Mädchenkiller ist, das wäre eine Chose, schoß es ihm durch den Kopf. Den kauf' ich mir.

Vorsichtig, wie ein Sioux-Indianer auf dem Kriegspfad, schlich Ted hinterher. Als er ans Eck kam, hatte er die beiden aus den Augen verloren. Endlich entdeckte er das Mädchen. Es spazierte die Bürgerallee entlang, und dann sah er auch den jungen Mann wieder, der im Schatten der Häuserwände in die gleiche Richtung schlich. Plötzlich drehte der Bursche den Kopf zur Seite. Ted konnte sich gerade noch in eine Türnische drücken. Er sah das Profil des anderen und riß die Augen auf. Verdammt, dachte er, das ist doch Jürgen! Jürgen Pomichel! Ted glaubte schon, sich geirrt zu haben, da blieb der Bursche stehen und sah zurück, ohne jedoch seinen Verfolger zu bemerken.

Ted preßte die Zähne zusammen. Na warte, du halbe Portion, dir werde ich helfen, du scheinheiliges Aas, dachte er. Dir werd' ich in die Suppe spucken. Aber dann kam etwas dazwischen. Das Mädchen war plötzlich verschwunden. Wahrscheinlich hatte es eines der we-

nigen Geschäfte in der Bürgerallee betreten, und Ted, der zu sehr mit Pomichel beschäftigt war, hatte das nicht bemerkt. Jürgen huschte gerade über die Straße in den Park. Ted wollte auch die Straße überqueren, da sagte eine Stimme hinter ihm: „Guten Abend. Hauptwachtmeister Kühn ist mein Name. Dürfte ich einmal Ihren Personalausweis sehen?“

Ted fuhr herum. Das hatte ihm gerade noch gefehlt, daß sich die Polizei einmischte. „Warum?“ brummte er ungnädig.

„Ich beobachte Sie schon eine ganze Weile. Warum schleichen Sie hier so ulkig herum?“

„Ich kann doch schleichen, wie ich will. Oder ist das verboten?“ fragte Ted so ruppig, daß es der ganzen korrekten Dienstauffassung des Hauptwachtmeisters bedurfte, um weiterhin höflich, aber bestimmt zu bleiben. Ted beobachtete weiterhin aufmerksam die Straße und suchte dabei umständlich nach seinem Ausweis. Endlich fand er ihn. Der Hauptwachtmeister prüfte ihn noch mit amtlichem Kennerblick, als Ted plötzlich das Mädchen sah. Es ging über die Straße und war im Begriff, im Park zu verschwinden. Diese Entdeckung elektrisierte Ted. Er ließ seinen Ausweis im Stich, und ehe der Hauptwachtmeister die Situation erfaßt hatte, war Ted über die Straße gespartet und im Park verschwunden.

Dort sah er sich verzweifelt um. Weder von dem Mädchen noch von Pomichel war etwas zu sehen. Ted lief die Parkwege entlang, verirrte sich, kam wieder zum Ausgangspunkt zurück und suchte weiter. Plötzlich hörte er einen erstickten Schrei. Er raste quer über die Anlage, sprang über eine Bank und landete mit einem mächtigen Satz direkt hinter dem Verfolger des Mädchens. Der hielt das Mädchen umklammert und wollte es gerade zu Boden ziehen. Sein Opfer versuchte ver-

geblich, ihn abzuschütteln. Ted sparte sich die Anrede. Er schlug gleich zu. Sein Hieb traf Pomichel gegen das Jochbein, riß ihm den Kopf zur Seite, und ehe er zur Gegenwehr ansetzen konnte, hatte Ted ihn schon herumgewirbelt. „Du elendes Schwein!“ schrie Ted und holte weit aus. Jürgen Pomichel, nahezu einen Kopf kleiner, brachte gut und gerne zehn Kilo weniger auf die Waage; dafür war er viel wendiger und kämpfte mit dem Mut der Verzweiflung. Sie rangen miteinander unter Aufbietung aller Kräfte und Tricks, die ihnen zu Gebote standen, und keuchten sich dabei unaufhörlich Schimpfworte ins Gesicht. Ted, durch seine verletzte Hand behindert, hatte große Mühe, seinen Gegner zu packen. Das Mädchen stand wie versteinert daneben und rührte sich nicht von der Stelle.

Die Atmosphäre im Zimmer der Kriminalistin war spannungsgeladen. Ruth Klinker, äußerlich kühl wie das Denkmal vor dem Rathaus, sah schweigend ihre Notizen durch. Nur die Blässe ihres Gesichtes verriet etwas von ihrer Erregung, die sie ergriffen hatte.

Leutnant Steinke saß schweigend zwei Meter neben ihr, schräg gegenüber von Kunze, der frech von einem zum anderen blickte und sich gelegentlich sogar umdrehte, um Hauptmann Rösler zu sehen.

In den Wochen, in denen Ruth Klinker zusammen mit Leutnant Steinke den unbekannten Mädchenschreck gejagt hatte, hatte sie oft versucht, sich ihren Gegner in Person vorzustellen. Es war ihr nie so recht gelungen. Jetzt, wo sie ihm unmittelbar gegenüber saß, war alle Neugier wie weggeblasen. Sie hätte nicht einmal zu sagen vermocht, ob Kunze dem Bild nahekam, das sie sich von dem Verbrecher gemacht hatte, der unter der Bevölkerung „Mädchenkiller“ hieß und von den Krimina-

listen „Mädchenschreck“ genannt wurde. So unwichtig war das jetzt für sie geworden.

Sie hatte sich mit Leutnant Steinke abgestimmt: Sie selbst wollte die Vernehmung führen, Steinke sollte nur eingreifen, wenn er es für richtig hielt. Im übrigen bedurfte es keiner großen Absprachen zwischen ihnen. Ungezählte Male hatten sie zusammen Rechtsbrecher vernommen und waren deshalb gut aufeinander eingespielt. „Sie bleiben also dabei, daß Sie mit den Überfällen auf Frauen nichts zu tun haben, Herr Kunze?“ fragte Ruth Klinker.

„Ja.“

„Obwohl Sie das gerichtsärztliche Gutachten über die Verletzung Ihrer Hand gehört haben?“

„Der Arzt irrt sich. Es war ein Hundebiß!“

„Von Gregors Dackel?“ fragte Steinke dazwischen.

Kunze sah ihn abschätzend an, ehe er zögernd antwortete: „Allerdings, von Waldi.“

Die Kriminalistin griff zum Telefon. „Den Zeugen bitte“, sagte sie in die Muschel.

Kurz darauf trat Herr Gregor ins Zimmer. Kunze sah ihm neugierig entgegen. „Entschuldigen Sie die Unannehmlichkeiten, Herr Gregor, aber ich kann nichts dafür. Man glaubt mir hier nicht“, sagte er.

Gregor war überrascht und sah Ruth Klinker unsicher an.

„Herr Kunze behauptet nach wie vor, Ihr Hund, Herr Gregor, habe ihn gebissen.“

„Ausgeschlossen, Frau Leutnant. Das habe ich Ihnen ja schon gesagt.“ Dann wandte er sich an Kunze und schüttelte mißbilligend den Kopf. „Wie können Sie so etwas behaupten? Unser Waldi tut keiner Fliege etwas zuleide. Außerdem war er an diesem Tag doch gar nicht zu Hause.“

„Es war ja auch unterwegs“, sagte Kunze, der immer noch nicht aufgab.

Gregor war empört. „Nein, das ist nicht wahr! Ich habe meine Tochter gefragt, die mit dem Hund spazieren war.“

Kunzes Selbstsicherheit war durch diese Gegenüberstellung doch ins Wanken geraten, und als Gregor das Zimmer verlassen hatte, stieß Ruth Klinker sofort nach.

„Wir haben Ihre Frau vernommen, Herr Kunze.“

Kunze winkte verächtlich ab. „Das ist auch schon was! Meine Frau ist doch wütend auf mich! Wir hatten uns gestritten. Wer weiß, was die alles zusammengelogen hat.“

Ruth Klinker nahm das Protokoll zur Hand und begann vorzulesen.

Anfangs grinste Kunze nur spöttisch, dann wurde er immer unruhiger.

„Ihre Frau hat nicht gelogen“, sagte Leutnant Steinke hart. „Sie schwärmen für Blond!“

„Und wenschon! Deshalb vergewaltige ich noch lange keine Frau“, erwiderte Kunze; aber es klang schon bedeutend kleinlaut.

Ruth Klinker wäre auch enttäuscht gewesen, wenn Kunze sofort ein Geständnis abgelegt hätte. Der Mädchenschreck war stets so umsichtig zu Werke gegangen, hatte nie – außer beim Überfall auf Petra Drölling – Spuren hinterlassen und konnte schon deshalb nicht mit dem üblichen Maß gemessen werden. Weder sie noch Leutnant Steinke gaben sich darüber Illusionen hin. Sie würden ihn Schritt für Schritt überführen müssen, das war ihnen klar. Soviel Kaltschnäuzigkeit jedoch, wie Kunze hier bewies, hatte die Kriminalistin ihm doch nicht zugebraut. Sie versuchte erneut, ihm eine Brücke zu bauen.

„Vielleicht möchten Sie jetzt ein Geständnis ablegen?“

„Ich wüßte nicht, was ich gestehen soll“, erwiderte er.

„In Ihrer ersten Aussage haben Sie angegeben, daß Sie im Kino waren. Stimmt das?“

„Ja. Ich kann Ihnen sogar die Karte zeigen.“ Kunze erkannte seinen Fehler sofort, biß sich auf die Lippen und fuhr dann schnell fort: „Das heißt, leider kann ich das nicht mehr. Ich erinnere mich eben, daß ich sie weggeworfen habe. Aber das ist ja sicher nicht schwer festzustellen, daß ich im Rang gesessen habe.“

„Soso, im Rang?“ warf Leutnant Steinke spöttisch ein. Ruth Klinker nahm Kunzes Worte gleichmütig auf. Sie griff nur wieder zum Hörer und verlangte die Zeugin Drölling.

Petra war sichtlich befangen, nahm sich aber zusammen und ging entschlossen auf Kunze zu. „Das ist der Mann, der im Kino neben mir gesessen hat“, sagte sie fest.

„Ist das so schlimm?“ fragte Kunze, wobei er Petra zuwinkerte.

„Nein, das nicht, wenn Sie Ihre Hand stillgehalten hätten“, antwortete an Petras Stelle Ruth Klinker ironisch.

„Also schön, ich gebe zu, ich bin unabsichtlich mit der Hand an den Körper von diesem Fräulein gekommen. Das kann doch mal passieren. Ich wollte mich ja entschuldigen, aber das Fräulein stand gleich auf und ging 'raus.“

Ruth ließ ihn ausreden und wandte sich dann an Petra Drölling: „Haben Sie im Kino die Hände des Beschuldigten gesehen?“

„Ja!“

„War eine Hand verletzt?“

„Nein!“

„Doch!“ schrie Kunze unbeherrscht dazwischen. „Erinnern Sie sich doch!“

„Ihre Hand konnte zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht

verletzt sein, weil Sie, Herr Kunze, erst eine halbe Stunde später gebissen wurden! Von Fräulein Drölling nämlich“, sagte Leutnant Steinke hart.

„Nein!“ schrie Kunze.

Ruth gab Petra Drölling einen Wink, die daraufhin leise wegging.

„Nein!“ sagte Kunze nochmals. „Ich war im Kino!“

„Eben nicht! Sie haben kurz nach Fräulein Drölling ebenfalls das Kino verlassen und sind dem Mädchen gefolgt. Geben Sie endlich das Lügen auf, Herr Kunze!“ sagte Ruth Klinker entschieden. Und zu Steinke gewandt: „Ich denke, wie bringen die Sache zum Abschluß; Gelegenheit zum Reden hatte er jetzt genug.“

Das Telefon klingelte. Die Kriminalistin hob den Hörer ab, lauschte, sah Kunze ernst an und sagte: „Das war das berühmte I-Tüpfelchen! Sie haben die Blutgruppe AB, die gleiche also, die an den Blutspuren in der Hainstraße und an Fräulein Dröllings Taschentuch festgestellt wurde. Sie werden heute noch dem Haftrichter vorgeführt!“

Kunze wurde von einem Wachtmeister abgeholt und in die Zelle gebracht.

„Ein ziemlich hartnäckiger Bursche“, sagte Hauptmann Rösler. „Der wird Ihnen noch manche Geduldprobe abverlangen!“

„Sicherlich. Aber heute nicht mehr. Ich bin zu abgespannt, um noch Geduld zu haben“, erwiderte Ruth Klinker lächelnd. „Meine Tochter hat morgen Geburtstag; ich muß noch eine Torte backen.“

Der Hauptmann zwinkerte Steinke zu: „Da kann man nichts machen, wie?“

Sie waren gerade dabei, sich zu verabschieden, als es auf dem Flur laut polterte und kurz darauf die Tür aufflog.

Ted schubste Pomichel ins Zimmer und sagte großspurig: „So, hier ist der Lump! Ich habe ihn auf frischer Tat erwischt.“ Er klopfte sich die Hände ab, und seine Miene verriet deutlich genug, wie er sich fühlte: als ein großer Held, der der Polizei einmal zeigt, wie man einen Verbrecher fängt.

Die Kriminalisten blickten sich verblüfft an. „Wer ist das, Ted?“ fragte Ruth Klinker erstaunt.

„Der Mädchenkiller! Pomichel heißt er und ist aus unserer Clique.“

„Der spinnt ja lauwarm“, protestierte Pomichel. Die Narbe an seinem Halse glühte.

Wenn Leutnant Steinke nicht im letzten Augenblick dazwischengesprungen wäre, hätte Ted sich erneut auf Pomichel gestürzt. Nur mühsam konnten die Kriminalisten Teds über und über mit Schimpfwörtern und selbstgefälligen Beilagen gespickten Bericht entwirren.

„Arme Ramona“, seufzte Leutnant Steinke, „es wird keine Geburtstagsstorte geben.“

Es ging auf Mitternacht zu. Ruth Klinker spürte die Strapazen des Tages bleischwer in allen Gliedern. Sie hatte den brennenden Wunsch, aufzustehen, ihren Mantel zu nehmen und nach Hause zu gehen; aber sie tat es nicht. Sie blieb auf ihrem Platz und sah ins Leere.

Leutnant Steinke mochte es ähnlich gehen. Auch er rührte sich nicht.

„Dieser Pomichel“, sagte Ruth Klinker endlich. „Verstehst du das?“

Der Leutnant holte tief Luft, zückte langsam mit den Schultern und schwieg.

„Sein Elternhaus ist in Ordnung, viel besser als das von Ted zum Beispiel. In der Schule kommt er gut voran. Warum macht er solche Sachen?“

„Vielleicht hat er Komplexe? Daß er die beiden Überfälle aus purem Übermut begangen hat, wie er es darstellt, glaube ich ihm nicht. Du?“

„Nein. Er verschweigt uns etwas. Die Überfälle selbst hat er wahrheitsgetreu geschildert.“

„Es schien mir sogar, daß er ein bißchen stolz darauf ist“, sagte Steinke.

„Stolz?“ Da kannst du recht haben. Wahrscheinlich ist er das. Vielleicht wollte er sich hervortun, Ted und den anderen beweisen, was er für ein Kerl ist; oder sich ganz einfach selbst bestätigen.“

„Mag sein, Ruth, das soll der Psychologe herausfinden. Wir haben das Unsere getan.“

Die Kriminalistin wollte widersprechen, wollte einwenden, daß dies ein schwacher Trost sei. Sie wollte auf die Gefahr hinweisen, daß diese Täter oft rückfällig werden, wenn sie ihre Strafe verbüßt haben, und daß die Gesellschaft deshalb gerade für diese jungen Menschen eine große Verantwortung trägt; aber sie war zu müde dazu.

Am nächsten Tag durchforschte sie zusammen mit Leutnant Steinke Pomichels Lebenslauf und fand ihre Vermutung bestätigt. Dieser Junge, dem Lehrer und Eltern die besten Zeugnisse ausstellten und der oft wegen seiner Mädchenhaftigkeit gehänselt wurde, litt darunter, von seinen Freunden nicht ernst genug genommen zu werden. Sein Tagebuch, das Ruth Klinker bei der Haus-suchung sicherstellen konnte, bewies es. Sätze wie dieser: „Was Ted kann, kann ich auch!“ oder „Die werden sich noch wundern, wozu ich imstande bin!“ kehrten darin immer wieder.

Gerhard Kunze war kein grüner Junge mehr, den Minderwertigkeitskomplexe zum Verbrechen drängten. Im

Gegenteil. Er war ein Egoist, der kühl seine Chancen berechnete und ausnutzte. Als ihm klar wurde, daß das Beweismaterial in den Händen der Kriminalisten so dicht war, daß es auch ohne sein Geständnis für eine Verurteilung ausgereicht hätte, verlangte er Ruth Klinker zu sprechen. Demütig, mit gesenktem Blick und reumütig zerknirschter Miene verkündete er: „Frau Leutnant, ich möchte freiwillig ein Geständnis ablegen. Bitte hören Sie mich an.“

Die Kriminalistin musterte ihn skeptisch und erwiderte: „Das überlegen Sie sich ein bißchen spät, und mit der Freiwilligkeit hapert's auch. Sie können gar nicht anders, Herr Kunze!“

Sie fürchtete, daß er vielleicht auffahren und wieder in seine bisherige Kaltschnäuzigkeit zurückfallen würde, doch Kunze wußte genau, wie er seine Rolle spielen wollte. Statt trotziger Ablehnung spiegelte sich hündische Ergebenheit in seinem Gesicht. Mit zittriger, gramerstickter Stimme sagte er: „Ich weiß, daß Sie mir nicht glauben. Ich bin ja selbst schuld, weil ich Ihre Güte bisher so mißbraucht habe. Aber bitte geben Sie mir noch eine Chance.“

Ruth Klinker blieb höflich, obwohl ihr das angesichts dieser widerlichen Kriecherei schwerfiel. Sie griff zu Bleistift und Papier und ging den ganzen Komplex noch einmal mit ihm durch.

Kunze gab jetzt ohne Umschweife die fünf Überfälle zu. Er tat es mit so viel zynischer Gleichgültigkeit und Detailtreue, daß der Kriminalistin mehr als einmal das Blut in die Wangen schoß. Sie bedauerte, daß Leutnant Steinke nicht zugegen war, der mit Kunze sicherlich in einem anderen Ton hätte reden können als sie. Es half nichts. Sie mußte ihn bis zu Ende anhören und seine Aussagen protokollieren.

Kunze merkte schon bald, wie unangenehm der Frau seine Ausführlichkeit war, und grinste schadenfroh in sich hinein.

Schließlich wurde es Ruth Klinker doch zuviel. „Diese Einzelheiten können Sie sich sparen. Halten Sie sich an Fakten, und behalten Sie Ihre Gefühle für sich!“ sagte sie scharf.

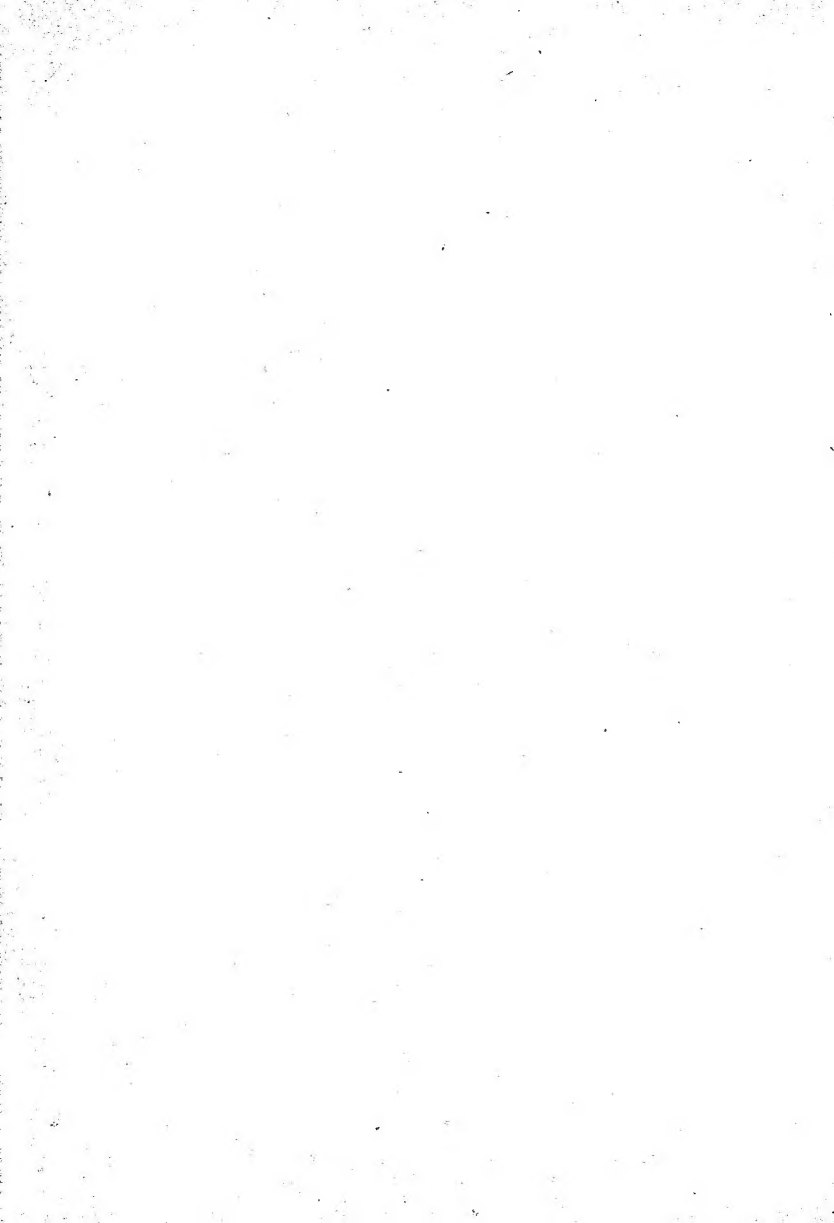
Kunzes Aussagen stimmten mit dem Ermittlungsergebnis überein. Sein Versuch, Reue vorzutäuschen, konnte die Kriminalistin nicht irreführen. Sie schloß die Akte. Der Fall Kunze würde für sie schon bald erledigt sein.

Ihr Blick fiel auf die Meldung, die Hauptwachtmeister Kühn am Morgen zusammen mit Teds Ausweis gebracht hatte. Diese Angelegenheit mußte auch noch erledigt werden. Sie seufzte, als sie daran dachte, daß sie es würde tun müssen. Dieser Ted! Was mag in seinem Kopf vorgehen. Warum mußte er nur immer so schrecklich prahlen. Sicherlich würde man ihm das nicht so schnell abgewöhnen können. Das Telefon schreckte sie auf.

„Mutti“, Ramonas Stimme klang wie süßer Honig, „aus meinem Geburtstag ist ja nicht viel geworden. Am Samstag möchte ich das mit einigen Freunden nachholen. Du hast doch wohl nichts dagegen?“

„Eine Party?“ fragte Frau Klinker ahnungsvoll.

„Ja. Eine kleine nur. Es kommen nur sechs bis sieben Freundinnen und vielleicht auch ein paar Jungens. Übrigens, du und Leutnant Steinke, ihr seid auch eingeladen.“



0,45

31235